Paed.
31

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Paed. 31

bibliothek Regensburg

Paedag 31.

Versuch
einer
kleinen praktischen
Kinderlogik
welche
auch zum Theil
für

Von der Kreisbibliothek Regensburg

Lehrer und Denker
geschrieben ist.

Paed. (8°). 31

Herausgegeben
von

Karl Philipp Moritz

Königl. Preußischen Hofrath und Professor, ordentlichem Mitgliede der Königl. Akademie der Wissenschaften und des Senats der Akademie der bildenden Künste.

Zweite Auflage.

Mit sieben Kupfertafeln von Dan. Chodowiecky.

Berlin,
bei August Mylius 1793.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Vorrede.

Ich habe mich der sieben Kupfertafeln zu diesem Buche, welche nicht eigentlich zu diesem Endzwecke verfertiget sind, nur bedient, weil sie zufälliger Weise auch zu meiner Idee paßten. Uebrigens ist diese kleine praktische Kinderlogik mir unter den Händen das geworden, was sie eigentlich nicht werden sollte, aber doch bei dem natürlichen Gange des Denkens werden mußte — indem ich bei der Ausarbeitung nothwendig auf Ideen stieß, die ich in diesem Zusammenhange zu verfolgen mich nicht erwehren konnte. Der letzte Theil dieser praktischen

Kinder-

Kinderlogik ist daher eigentlich keine Kinderlogik mehr — Dieser letzte Theil mag aber nun als ein Leitfaden für den Lehrer, der etwa von diesem Buche für Kinder Gebrauch machen will, betrachtet werden, oder auch für sich selbst seines Inhalts wegen, die Prüfung der Denker verdienen, so wird die Ausarbeitung desselben, hoff ich, auch in diesem Zusammenhange nicht ohne Nutzen seyn.

Versuch

Versuch

einer kleinen

praktischen

Kinderlogik.

Fritz war ein unordentlicher Knabe. Wenn er sich des Abends auszog, so warf er den einen Schuh unter'n Ofen, den andern setzte er unter's Bette.

Das eine Strumpfband steckte in der Rocktasche, und das andere hing unter'm Spiegel. Rock und Weste lagen oben und der Hut lag unten.

Nun hatte Fritz überdem noch die böse Gewohnheit, nicht früh aufzustehen. Wenn also die Sonne ins Fenster schien, und um acht Uhr zur Schule geläutet wurde, so mußte es Hals über Kopf mit dem Anzuge gehen; und nun war es ein trauriger Anblick, wie der arme Fritz mit dem einen Schuh

und Strumpf am Fuße in der Stube herumhüpfte, und den andern suchte; wie er sich den einen Strumpf mit einem Bindfaden aufbinden mußte, weil er das Strumpfband, das in der Rocktasche steckte, nicht finden konnte; wie der Hut, von alle dem Zeuge, was die Nacht darauf gelegen hatte, zerdrückt war, und sich gar nicht wieder ins Geschicke bringen ließ.

Und da es nun vollends an das Büchersuchen ging, so steckte die lateinische Grammatik in einem Stiefel, das Schreibebuch lag zu den Füßen im Bette, die Schreibefedern lagen auf dem Feuerheerde, und das Dintefaß stand zwischen dem weißgewaschnen leinenen Zeuge —

Die Federn waren halb verbrannt, das Dintefaß war umgefallen, und die weiße Wäsche beschmutzt; das Schreibebuch war in einen Klumpen mit den Füßen zusammengetreten, und die lateinische Grammatik wurde gar nicht gefunden, sondern blieb so lange im Stiefel stecken, bis Fritz einmal einen anziehen wollte, und mit dem Fuß nicht hinein kommen konnte,

Ver-

Verwildert und mißvergnügt ging dann Fritz zur Schule, wo er gemeiniglich zu spät kam. Die Mutter schalt, der Vater drohte, aber alles half nichts. Es ging so einen Tag und alle Tage.

Da nun Fritzens Eltern fast alle Hoffnung aufgaben, daß sie selbst je im Stande seyn würden, ihn wieder zur Ordnung zu gewöhnen, und auch leider! wegen vieler andern Geschäfte nicht Zeit genug hatten, sich so viel als nöthig war, mit der Erziehung ihres Sohnes zu beschäftigen, so sahen sie sich nach einem Mann um, dem sie das wichtige Geschäft der Erziehung ihres einzigen Sohnes auftragen könnten, und sie waren so glücklich einen solchen zu finden, der alle ihre Wünsche und Erwartung übertraf.

Die vorzüglichste Bitte der Eltern an ihn war gleich im Anfange; er möchte doch ihren Sohn, wo möglich, zur Ordnung zu gewöhnen suchen — weil nun Fritz auch erst vierzehn Jahr alt war, so sagte Stahlmann, (dis war der Nahme des jungen Mannes) habe er noch alle Hoffnung, einen ordentlichen Knaben aus ihm zu ziehen.

Und nun fing Stahlmann auch von Stund an seine Lektionen mit Fritzen damit an, daß er ihn bey

jeder Gelegenheit zusammenlegen und zusammen⸗stellen ließ, was zusammen gehörte, und von einander absondern ließ, was nicht zusammen⸗gehörte.

Die Früchte davon zeigten sich bald. Fritz stand mit mehr Vergnügen auf, kam zur rechter Zeit zur Schule, und betrug sich den ganzen Tag über vernünfti⸗ger und besser, so daß sich auch seine Eltern selbst über die schnelle Verwandlung wunderten, und seinen Lehrer Stahlmann fragten, wie das doch zuginge.

Stahlmann gab zur Antwort, das ganze Ge⸗heimniß bestehe darinn, daß er Fritzen bey jeder Ge⸗legenheit lehre, zusammenzulegen und zusammenzu⸗stellen was zusammen gehöre, und von einander ab⸗zusondern was nicht zusammen gehöre.

Durch die beständige Uebung gewöhnte sich Fritz dermaßen zu diesem Gedanken, daß es ihm am Ende so geläufig wurde, das zusammengehörige zusammen⸗zustellen und zu legen, daß er gar nicht einmal mehr daran dachte, es thun zu wollen, wenn er's that.

Wenn er sich des Abends ausgezogen hatte, lagen Knieschnallen, Strümpfe und Strumpf⸗bänder zusammen, die Schuh mit den Schuh⸗

schnallen standen unter'm Stuhle; kurz die Kleidungsstücke hatten sich gleichsam von selbst, indem er sie mit Bedacht hinlegte, so geordnet, wie sie auf und neben einander liegen mußten, um mit der leichtesten Mühe stückweise so wieder angezogen werden zu können.

Und wenn nun Fritz am Morgen aufstand, so war er fertig, ehe man sichs versahe; der Vater drohte, die Mutter schalt, nicht mehr. Fritz stand von selber früher auf, wie sonst, weil er sich nicht mehr vor der Beschwerde des Anziehens fürchtete.

Er kam zur rechten Zeit zur Schule. Denn die lateinische Grammatik steckte nicht mehr im Stiefel, das Schreibebuch lag nicht mehr im Bette, und die Federn nicht mehr auf dem Heerde; sondern Grammatik, Federn und Schreibebuch, hatten, als zusammengehörige Sachen, ihren Platz in Fritzens kleinem Schreibepulte, wo sie auch hingehörten.

Stahlmann mochte nun mit Fritzen gehen und stehen, wo er wollte: so hatte er immer Gelegenheit genug, ihn bemerken zu lassen, was von den verschiedenen Gegenständen die er vor sich sahe, zusammengehörte, und was nicht zusammengehörte.

Wenn

Wenn sie im Felde spatzieren gingen, so suchten sie allerlei Kräuter und Pflanzen, die sie mit sich zu Hause nahmen, und diejenigen, die sich ähnlich waren, aus dem verwirrten Haufen heraussuchten, und zusammenlegten, bis endlich alles seinen angewiesenen Platz erhalten hatte.

Fritzens Eltern wollten ihm zur Belohnung seines nunmehrigen guten Betragens ein Naturalien-Kabinet kaufen. Stahlmann aber verbat es, und suchte es vielmehr so zu veranstalten, daß Fritz sich selbst allmälig ein Naturalienkabinet anlegen mußte, um auch auf die Art zu lernen, das zusammengehörige zusammenzulegen, und das Verwirrte zu ordnen.

Um nun aber seine Aufmerksamkeit auf alle Weise zu reizen, und ihm die große Wissenschaft des Eintheilens und Ordnens, die er ihn lehrte, noch angenehmer zu machen, schafte Stahlmann sieben Kupfertafeln an, wovon jede wieder eine Anzahl kleiner Kupfertafeln enthielt, die fast nichts mit einander gemein hatten, als daß sie auf einer Platte abgedruckt waren Diese kleinen Kupfertafeln stellten allerlei ganz von einander verschiedene Gegenstände dar, die man nun ohngeachtet ihrer großen Verschiedenheit hier dicht neben einander erblickte.

Ob nun gleich diese Kupfertafeln zu einem andern Behuf verfertiget waren, so glaubte Stahlmann doch, sie könnten auch dazu dienen, seinen Zögling die große Kunst des Eintheilens und Ordnens des Vergleichens und Unterscheidens, worauf die ganze Glückseligkeit des vernünftigen Menschen beruhet, dadurch auf eine angenehme und spielende Art zu lehren. Dies that er nun folgendermaßen:

Er nahm die erste Kupferplatte vor, auf welcher zufälliger Weise der Esel zu dem bunten Schauspiele den Anfang macht, dann folgen: ein lesender Knabe; ein schreibender Mann; ein pflügender Bauer; ein Hund und ein Fischer. Der Esel steht auf dem Erdboden; der Knabe ließt in einem Buche an einen Baumstamm gelehnt; der Mann schreibt an einem Tisch, die Feder in der Hand; der Bauer treibt den Pflug mit der einen Hand und in der andern hält er die Peitsche; der Hund steht an einem Strauch; der Fischer senkt das Netz in den Teich. Hier ist also untereinander gemischt:

Lebendes und Lebloses

Esel	Erdboden
Knabe	Buch, Baumstamm
Mann	Feder, Tisch, Stuhl.
Bauer	Pflug, Peitsche,
Hund	Strauch
Fischer	Netz

Das Lebende setzt das Leblose in Bewegung, oder:

Das Lebende — wirkt — auf das Leblose.
Der Esel — tritt — auf den Erdboden.
Der Knabe — lehnt sich — an den Baumstamm.
und — hält in der Hand — das Buch.
Der Mann — sitzt — auf dem Stuhle am Tische.
und — schreibt — auf das Papier mit der Feder.
Der Bauer — treibt — mit der Hand den Pflug.
und — hält mit der andern — die Peitsche.
Der Hund — steht — am Strauch.
Der Fischer — senkt — das Netz in den Teich.

Das Lebende tritt auf das Leblose, es lehnt sich daran, es steht daran, es hält es, es treibt

treibt es, es senkt es nieder, und hebt es wieder empor.

Der Bauer wirkt auf die Pferde und treibt sie, die Pferde wirken auf den Pflug, und ziehen ihn, der Pflug wirkt auf die Erde, und zerschneidet sie.

Die Hand des Mannes wirkt auf die Feder und führet sie, die Feder wirkt auf das Papier und bemahlt es mit Buchstaben.

Die Hand des Fischers senkt das Netz ein, und das Netz faßt die Fische auf —

So pflanzt sich die Wirkung von dem Lebenden auf das Leblose und von diesem wieder auf das Lebende fort.

Fritz wird also zuerst einen großen Strich machen müssen zwischen

Lebend und Leblos.

Alles was er noch bis jetzt in der Welt gesehen hat, und künftig sehen wird, muß er unter eine von diesen Benennungen bringen — Er kann also die Welt füglich eintheilen, in die lebende und leblose Welt —

Nun wirkt zwar der Pflug auch in die Erde, und die Feder auf das Papier, ob sie gleich leblose

Dinge

Dinge sind — Allein der erste Anstoß mußte doch erst durch ein lebendes Wesen geschehen.

Und wiederum welch ein Unterschied ist dazwischen: Das Pferd setzt den Pflug in Bewegung, und der Bauer setzt das Pferd in Bewegung?

Das Pferd geht vorwärts und zieht den Pflug, weil es von der Peitsche getrieben wird.

Den Bauer aber treibt nichts vorwärts, was noch hinter ihm wäre; ihn treiben bloß seine Gedanken die in ihm sind —

Die Erde muß durch den Pflug erst aufgeschnitten werden, wenn sie den Saamen, der in sie gestreuet wird, aufnehmen und Früchte tragen soll.

„Schnitte ich jetzt die Erde nicht auf, so würde „sie mir keine Früchte tragen, und ich würde dereinst „meinen Hunger nicht stillen können.„

Das ist der innre Gedanke, der den Bauer treibt, daß er mühsam mit der einen Hand den Pflug in die Erde drückt, indem er mit der Peitsche in der andern die Pferde vorwärts treibt — so weit denkt er in die Zukunft, indes die Pferde bloß den gegenwärtigen Zwang fühlen, und den gegenwärtigen Schmerz fürchten, den sie von der Peitsche erdulden müßten, wenn sie nicht vorwärts gingen.

Es giebt also in der lebenden Welt wieder einen großen Unterschied zwischen

vernünftig und unvernünftig

zwischen

Mensch und Thier.

Der Bauer wirkt auf die Pferde als ein lebendes und vernünftiges Wesen; die Pferde auf den Pflug, als lebende, aber unvernünftige Wesen; der Pflug in die Erde als ein unvernünftiges und zugleich lebloses Wesen.

Der Bauer wirkt durch den Gedanken an das Zukünftige, das Pferd durch die Furcht vor Schlägen, der Pflug aber durch keines von beiden, sondern bloß von außen her angetrieben.

Und nun also welch ein neuer großer Unterschied in der

lebenden Welt

zwischen

Menschenwelt und Thierwelt

lesender Knabe — Esel

schreibender Mann — Pferd

pflügender Bauer — Hund

Fischer — Fisch.

In

In der Thierwelt bleibt alles immer so, wie es einmal von der Natur eingerichtet ist; die Bienen haben seit Jahrtausenden ihre Cellen, die Schwalben ihre Nester gebaut, und bauen sie noch immer fort, ohne in ihrer Kunst zurück oder vorwärts gekommen zu seyn.

Wie aber verändert sich alles in der Menschenwelt?

Der Mensch läßt die Natur nicht, wie sie ist, sondern schaft sie sich nach seinem Belieben um — Die Thiere lassen den Wald wie er ist, und legen sich dankbar in seinen Schatten; die Menschen zwingen den Wald mit der Axt ihnen zugleich Wohnung und Wärme zu geben, indem sie von den abgehauenen Baumstämmen Häuser bauen, di: sie mit andern Baumstämmen wieder erwärmen.

Das Thier begnügt fich mit seinem Körper, und mit den Gliedmaßen, die ihm zu seinem nothwendigen Gebrauch gegeben sind — der Mensch sucht durch mancherlei von ihm selbst erfundene Werkzeuge seine Gliedmaßen zu verlängern oder zu vervielfältigen, und auf die Weise seinem Körper gleichsam etwas zuzusetzen, indem er die Natur an seinem eignen Körper nachahmt.

Sein

Sein Arm mit der hohlen Hand gnügt ihm nicht zum Schöpfen, er ahmt ihn also durch den Löffel nach, womit er nun bequemer die Speisen zum Munde führt —

Durch den eisernen Hammer ahmt er die Stärke seines Arms mit der geballten Faust nach; durch das spitzige Eisen die Schärfe seiner Nägel, und durch die Säge die Schärfe seiner Zähne.

Durch den Stuhl bildet er seine im Sitzen gebogenen Knie, durch den Tisch die Erhöhung seines Schoßes, wovon er zuerst Speise genoß, und durch die Bekleidung die Haut seines Körpers nach, die ihn nicht hinlänglich vor der Witterung schützte.

Die ollkommenheit der Natur gnügte also dem Menschen nicht, er wollte sie noch vollkommener machen, und gleichsam eine neue Schöpfung in der Schöpfung wieder hervorbringen.

Das ist ihm denn auch gelungen, und daraus ist nun eine Menge von Dingen in der Welt entstanden, welche die Natur für sich nie würde hervorgebracht haben, als Häuser, Uhren, Mühlen, Statüen, Gemählde, u. s. w.

Alle

Alle diese Dinge, sagt man, hat nicht die Natur, sondern der Fleiß des Menschen oder die Kunst hervorgebracht.

Fritz mußte also aufs neue einen großen Strich machen: zwischen

Natur und Kunst

denn alles, was er vor sich sieht, wird er immer unter eines von diesen beiden Benennungen bringen können — Alles dasjenige was die Kunst als ein Werk hervorbringt, ist eigentlich leblos — denn das Lebende hervorzubringen hat sich die Natur selbst vorbehalten — Es wäre also aufs neue zu unterscheiden in der

leblosen Welt

zwischen

Naturwelt und	Kunstwelt
Erdboden	Buch
Baumstamm	Pflug
Strauch	Peitsche
	Netz
	Tisch
	Stuhl
	Feder

Die Kunst hat hier so eingegriffen, daß der Natur fast nichts übrig geblieben ist — denn selbst der

Acker

Acker ist auch ein Werk der Kunst, oder des menschlichen Fleißes, weil die Natur von selbst keinen Acker hervorbringt, und so auch der Teich, welcher von Menschenhänden gegraben wird.

Die ganze Bekleidung des Knaben, des schreibenden Mannes, des Bauers und des Fischers muß zur Kunstwelt gerechnet werden, so auch die Riemen und das Sattelzeug der Pferde.

Nur auf der kleinen Kupferplatte, wo der Esel, und auf der, wo der Hund steht, sieht man die bloße Natur; auf den vier übrigen erblickt man allenthalben Natur mit Kunst vermischt.

Will man nun die Naturwelt für sich allein betrachten, so muß man die lebende Welt, und den Menschen selbst, als ein bloßes Thier betrachtet, wieder dazu rechnen; und denn zerfällt sie, in die

lebende Naturwelt	und leblose Naturwelt.
Der Mensch und alle Thiere.	Pflanzen, Metalle und Steine.

Und will man die Kunstwelt wieder für sich allein betrachten, so muß man den Menschen, als Künstler wieder mit dazu rechnen, alsdenn zerfällt sie ebenfalls in die

lebende Kunstwelt	leblose Kunstwelt
dazu gehören	dazu gehört
Alle Künstler und Handwerker oder Menschen die irgend eine Wissenschaft durch Uebung erlernt haben.	Alles dasjenige, was diese Menschen durch die Kunst hervorgebracht haben.

Freilich werden sogar auch Thiere in die Kunstwelt herüber gezogen, indem der Mensch sie zu seinem besondern Gebrauch abrichtet; und in so fern gehören denn auch diese mit zur lebenden Kunstwelt.

Wir haben also erstlich eine große Grenzlinie gezogen:

zwischen

Dem Lebenden und Leblosen

zweitens zwischen

Dem Vernünftigen und Unvernünftigen.

Mensch und Thier.

drittens zwischen

Natur und Kunst

viertens zwischen

lebender Natur und lebloser Natur

lebender Kunst und lebloser Kunst

Bey dem lesenden Knaben, schreibenden Mann, pflügenden Bauer, und das Netz einsenkenden Fischer

seh•

sehe ich die Kunst in der Ausübung oder im Leben — Das Buch, die Feder, der Pflug, und das Netz sind bloße todte Werkzeuge, deren sich die lebende Kunst bedient; sie gehören also zu der leblosen, jene hingegen zu der lebenden oder thätigen Kunstwelt —

Der Esel, der Hund und das Pferd gehören zu der lebenden, der Baumstamm und der Strauch aber zu der leblosen Naturwelt —

Allein die vor den Pflug gespannten Pferde sind schon gewissermaßen in die Kunstwelt mit hinübergezogen worden, so wie der gepflügte Erdboden.

Man schlage aber den Pflug, und den Tisch und Stuhl in Stücken, so bleibt nichts, als Stein und Eisen übrig, und was vorher zur Kunstwelt gehörte, gehört nun wieder zur leblosen Naturwelt.

Man sieht also daß die ganze Kunst nur in der Zusammensetzung besteht; denn sobald man das Zusammengesetzte wieder auseinander nimmt, so ist die bloße Natur wieder da.

Man sieht ferner, daß die Kunstwelt gegen die Naturwelt, im Grunde nur sehr klein und unbedeutend seyn muß, weil sie doch bloß Menschenwerk, und der Mensch eigentlich selbst nur ein Werk der Natur ist.

Was ist ein kleines Schiff gegen das große Weltmeer, was ein kleines Haus oder gar eine Stadt gegen viele Meilen lange Wälder und Wüsten.

Aber eben weil die Kunstwelt nun einmal der Menschen Werk ist, so lebt und webt er darinn vom Morgen bis an den Abend, und sie liegt ihm oft mehr am Herzen, als die große schöne Natur, die er nicht gemacht hat.

Und welch ein Unterschied und eine Stufenfolge findet wieder unter den Künsten selber statt?

Fischen — lesen

Pflügen — schreiben.

Das Netz ins Wasser senken um Fische zu fangen — Die Augen aufs Buch heften, um Gedanken zu fassen.

Den Pflug in die Erde drücken, um Furchen zu ziehen; die Feder in die Dinte einzutunken, und sie denn stärker oder schwächer aufs Papier zu drücken, um durch Töne Gedanken zu mahlen.

Welche auffallende Verschiedenheit von Beschäftigungen denkender und handelnder Wesen!

Der Körper bedarf Speise, um fortzudauren; darum sind Pflug und Netz.

Die

Die Seele bedarf Gedanken — darum sind Buch und Feder —

Sie will ihre Gedanken mittheilen durch schreiben und durch das Lesen neue Gedanken sammlen.

Das giebt eine neue Grenzlinie in der Kunstwelt zwischen solchen Künsten die mehr für den Geist, und solche, die mehr für den Körper erfunden sind.

Für den Geist	Für den Körper
lesen	pflügen
schreiben	fischen
mahlen	backen
zeichnen	brauen
rechnen	schmieden
dichten	kochen u. s. w.

Jetzt wird es schon leichter fallen, die Gegenstände auf der folgenden Kupfertafel unter ihre Klassen zu ordnen.

Die zweite Kupfertafel

enthält folgende Gegenstände:

Ein Mädchen, die strickt; eine Rose; eine Katze, die auf einem Küssen schläft; eine Frau in einem Lehnsessel, die in einem Buche liest; und unten sind verschiedene krumme Linien angebracht, welche eine

Abbildung der verschiedenen Bewegungen seyn sollen, die man beim Tanz macht.

Nur die Rose ist hier allein der Natur ganz getreu geblieben, in das Uebrige hat sich alles schon die Kunst mit eingemischt.

Das Mädchen sitzt auf einem Stuhl und strickt — Eine sehr lobenswerthe Erfindung des menschlichen Fleißes, den Händen eine leichte Beschäftigung zu geben, die auch für Kinder nicht zu schwer ist, und wodurch sie doch gleichsam spielend etwas Nützliches hervorbringen.

Der zarte Faden, der vorher noch auf einen Knäuel gewunden war, wird nun auf mannichfaltige Weise ineinandergeschlagen, und bildet in seinem Gewebe die Gestalt des Fußes nach, den er bekleiden soll.

So weiß der Fleiß und die Kunst des Menschen sich alles anzupassen; die Wolle, die noch vor kurzem das Lamm bedeckte: muß jetzt gefärbt und dicht ineinandergewebt, dem Menschen zu einer noch weit bequemeren Hülle dienen, als dem Lamm, dem sie entsprossen war.

Die festgewebte Haut der Thiere, die er getödtet hat, muß sich seinem Fuße anschmiegen, und seine Sohlen

in

indem er einhertritt, vor dem verletzenden Dorn, und dem brennenden Sande schützen.

Und eben die Wolle, die ihn kleidet, bedeckt auch in den festen Filz zusammengezwängt, sein Haupt vor Regen und Sonnenhitze, und ist zugleich die Zierde des Mannes.

Die zartgesponnene Hülle des Seidenwurms muß aufs neue gewebt und gesponnen auch die Hülle des Menschen werden, der sich die ganze Natur unterthan zu machen strebt, und in Gold und Seide gehüllt, als der König der Schöpfung einhertritt.

Die Rose, wie sie hier einsam steht, ist ein Bild der sich selbst gelassenen unverfälschten Natur, die der Mensch noch nicht nach seinen kleinlichen Bedürfnissen umgeschaffen hat. —

Der Anblick der reinen und unverfälschten Natur ist wohlthätig und erquickend — darum ist ein Spatziergang ins freie, aus dem Gewühl der Stadt so angenehm — Man sieht da so viele Dinge, die alle ohne des Menschen Zuthun da sind. Man ergötzt sich an der schönen Gestalt der Aeste und Zweige auf den Bäumen; man findet an dem Anblick eines Blättchens Vergnügen, das vom Winde hin und her bewegt wird.

Es ist Pflicht für den Menschen sich oft von der Betrachtung der Dinge, die mit Menschenhänden gemacht sind, zur Betrachtung derer, die nicht mit Menschenhänden gemacht sind, loszureißen. — Denn das erhebt die Seele wieder zu großen Empfindungen, die sonst durch die unzähligen kleinen Gegenstände der menschlichen Kunst erstickt werden.

Der volle Anblick des Himmels und der Erde, eines Baumes der über uns rauscht, und einer Blume die zu unsern Füßen emporblüht, ist mehr werth, als der Anblick aller Kunstwerke, Gemählde und Statüen, die je die schöpfrische Kunst des Menschen hervorgebracht hat.

Es scheint aber, als ob selbst die Natur einen gewissen Unterschied in der Hervorbringung ihrer Werke beobachtet habe, indem sie einige mehr zum Nutzen, und andre mehr zum Vergnügen gebildet zu haben scheint. — An dem was weniger nutzt, hat sie desto mehr Schönheit verschwendet, um uns gleichsam schadlos zu halten.

Der stärkende Halm, dessen körnichte Frucht uns nährt, prangt nicht mit solchen reizenden Farben, als die Rose, die uns bloß durch ihren Geruch ergötzt; und die Tulpe, welche sogar auch des Duftes entbehrt,

behrt, hält uns durch ihre noch glänzenderen Farben schadlos — Der Regenbogen, welcher das Auge ergötzt, ohne zu nutzen, ist das Schönste, was die Natur im Einzelnen hervorbringt — er ist der Abglanz des Schönen, das durch den rund umher sich verbreitenden Lichtstrahl allenthalben auf dem Erdkreis zerstreut ist.

Die Natur macht also selbst einen Unterschied zwischen dem Schönen und Nützlichen; das Schöne ist gemeiniglich weniger nützlich, und daß sehr Nützliche ist gemeiniglich weniger schön.

Diesen Unterschied hat auch der Mensch in den Künsten nachgeahmt, die deswegen in die schönen und nützlichen Künste zerfallen.

Zu den schönen Künsten rechnet man z. B. die Mahlerei, die Musik, die Bildhauerkunst, u. s. w.

Zu den nützlichen z. B. die Maurerei, das Tuchweben; den Ackerbau, die Viehzucht u. s. w.

Nun kann man aber weit leichter ohne Gemählde und Statüen, als ohne Obdach, Brodt und Kleider sich behelfen.

Hat man aber Brodt und Kleider und ein festes Obdach, so macht es einem auch Vergnügen, Gemählde und Statüen zu betrachten.

Dies mag noch zur Erklärung dienen vom Unterschiede zwischen dem Nützlichen und Schönen.

So gehört auch die Tanzkunst zu den schönen Künsten.

Das eigentlich nützliche oder nothwendige Gehen, beschreibt immer die kürzeste Linie von dem Orte wo man weg geht, bis zu dem, wo man hin will, und also gemeiniglich gerade Linien; aber das nicht sowohl nützliche oder nothwendige als vielmehr angenehme und ergötzende Spatzierengehen und Tanzen beschreibt lauter krumme Linien — — denn es ist einem nicht drum zu thun, daß man an einen gewissen Ort bald hinkommen will; sondern man bewegt sich vielmehr um sich zu bewegen.

Unten in der Kupferplatte sind einige der verschiedenen Wendungen vorgezeichnet, welche beim Tanzen gewöhnlich sind. Indem man sich fortbewegt, beschreibt man nehmlich diese Linien, welche hier bezeichnet sind, auf dem Fußboden.

Die Katze, welche auf dem Küssen ruhet, ist schon mit in die häusliche Welt des Menschen hineingezogen — sie ist ein zahmes Thier —

Dies soll uns auf den großen Unterschied aufmerksam machen, welcher zwischen den Thieren statt findet,

in

in so fern sie den Menschen scheuen, und in so fern sie sich zu ihm halten, sich von ihm füttern, zu seiner Arbeit, und zu seinem Vergnügen gebrauchen lassen, und gerne bei ihm wohnen.

Manche Personen finden an Katzen einen großen Wohlgefallen; so daß sie dieselben auf alle Weise pflegen, und ihnen gütlich thun.

Diejenige, welche hier so sanft auf einem Küssen ruhet, scheinet eine glückliche Katze zu seyn, und mag vielleicht der Dame angehören, die gleich daneben auf einem Lehnsessel sitzt und in einem Buche liest.

Die Katze ist demohngeachtet eines der grausamsten Raubthiere, welche die armen Mäuschen oft zu ihrer Lust noch lange quälen, ehe sie ihnen den Tod geben. — Allein der Mensch darf freilich des Umgangs mit den Raubthieren sich so sehr nicht schämen, da er selbst vom Fleische der Thiere lebt, die er getödtet hat, und eines der ärgsten Raubthiere ist, die es nur auf Erden giebt: denn er begnügt sich nicht damit, nur auf eine Art Jagd zu machen: sondern vor ihm ist der Vogel in der Luft, und der Fisch im Wasser nicht sicher.

Aber das scheint nun freilich einmal die Ordnung der Dinge so mit sich zu bringen — daß eines

das andere zerstört, und in sich verwandelt. So müssen selbst diejenigen, welche sich des Fleisches ganz enthalten, doch den Bau der Pflanzen zerstören, die ihnen Nahrung geben.

Aber aus der anscheinenden Zerstörung wächst wieder neues und beßres Leben hervor — doch davon ein andermal mehr!

Wir schreiten nun zur dritten Kupfertafel fort, wo wir eine weit größre Anzahl ganz verschiedner Gegenstände, als auf den beiden vorhergehenden antreffen:

Ein Buch, eine Nase, ein Lamm, ein Pferd,
Ein Schwein, ein Auge, ein Schwerdt, eine Kugel,
Die Sonne, eine Schlange, eine Maus, eine Blume,
Eine Brücke, Feuer, eine Gans, eine Spitze,
Ein Floh, eine Wand, ein Brunnen, und noch
eine Schlange.

Hier stellen wir untereinander:

Nase	Lamm	Sonne	Buch
Auge	Pferd	Feuer	Schwerdt,
	Schwein	Blume	Kugel
	Schlange		Brücke
	Maus		Spitze
	Gans		Wand
	Floh		Brunnen

Welch

Welch eine Mannigfaltigkeit von Gegenständen ist hier durcheinander geworfen, die nichts mit einander gemein zu haben scheinen, und doch wie leicht ist eine Verbindung zwischen diesen allen —

Ich darf mir nur Auge und Nase an dem Antlitz eines Menschen denken, der ein entblößtes Schwerdt in der Hand tragend, ein Pferd regieret, mit dem er über eine Brücke reitet, wo ein Schwein ihm unterläuft, u. s. w.

Die Sonne glänzt am Himmel, und bringt die Pflanzen zur Reife, die mit dem Wasser, das aus dem Brunnen geschöpft ist, nachdem man ein Stück Fleisch von einem Lamm oder einem Schwein hinzugethan hat, über dem Feuer gekocht werden.

Die Sonne erleuchtet den ganzen Erdkreis und wärmt ihn, und lockt aus der Erde die Blumen hervor, u. s. w.

Nase und Auge sind hier als Theile des menschlichen Körpers abgesondert dargestellt — — und sind nunmehro etwas Unförmliches, und Unzweckmäßiges — sie gehören als Theile mit zur leblosen Natur — Leben und Bewegung kömmt erst durch den Zusammenhang der Theile — Die Nase zieht nicht für sich den Duft der Blumen ein, sondern alle Nerven des

Kör-

Körpers sollen auf eine angenehme Weise dadurch erschüttert werden; das Ohr faßt nicht für sich allein den Klang, noch das Auge für sich allein das Bild der schönen Natur auf — sondern durch jeden Sinn, auf den von außen her gewürkt wird, theilet sich die Empfindung unvermerkt allen übrigen Sinnen mit. — —

Aus der Thierwelt ist hier eine kleine Anzahl von Geschöpfen zusammengestellt, unter denen dennoch die bewundernswürdigste Mannigfaltigkeit herrscht. —

Zu den Thieren deren sich der Mensch zu seinem Nutzen bedient, gehören:

Das Lamm, das Pferd, das Schwein und die Gans —

Wie viel geht von diesen Thieren nach ihrem Tode in die Kunstwelt über? — Haut, Wolle, Haar, Federn —

Leder, Tuch, Bürsten, Schreibfedern — Und nun was entsteht aus allen diesen wieder, und welche neue Verbindung kömmt hinein?

Schuhe, Stiefeln, Kleider, die mit Bürsten gebürstet werden —

Buchstaben, die mit Federn, die von der Gans genommen sind, geschrieben werden.

Ge-

Geschriebene Bücher, die aus solchen Buchstaben bestehen. —

Betten, die mit den dünnern Federn der Gans gestopft werden.

Bücher in Schweinsleder eingebunden. So ist die Kunst genöthigt, alle ihren Stoff aus der Natur zu nehmen. —

Wer nun zum erstenmale Stiefeln, ein Kleid, eine Bürste, ein ausgestopftes Bette, und einen mit der Feder geschriebenen Brief, und zu gleicher Zeit ein Pferd, ein Lamm, ein Schwein und eine Gans vor sich erblickte, der würde sich schwerlich einbilden können, daß diese letztern lebenden Gegenstände einst der Stoff zu den erstern werden, die so erstaunlich davon verschieden sind.

Eine solche Gegeneinanderstellung aber lehrt, wie die Kunst in die Natur eingreift, indem sie dieselbe umarbeitet, und fast ihr ganzes Wesen verändert.

Das Schaf, das Schwein und die Gans werden dem Menschen in ihrem Leben nicht durch eigentliche Arbeiten nützlich — aber was für einen Gebrauch macht der Mensch nicht von dem Pferde! — wie vermehrt er durch dasselbe seine Macht und seine Stärke,

in

Staatliche Bibliothek
Regensburg

indem er sich gleichsam mit ihm in ein Wesen verwandelt, sich auf die Weise die Schnelligkeit und stärkere Anzahl seiner Füße zu eigen macht, und sich der Gliedmaßen des Pferdes bedienet, als ob es die seinigen wären. —

Welche Dinge kann der Mensch nun vermittelst dieser Vermehrung seiner eigenen Stärke durch fremden Zusatz nicht ausrichten?

Er kann ein bewegliches Obdach um sich her bauen, daß ihn fast so gut, wie seine Wohnung, vor jeder Witterung schützt, und kann sich in dieser künstlichen Wohnung fortziehen lassen, so weit und wohin er will.

Was würden ihm aber diese beweglichen künstlichen Wohnungen ohne die Stärke des Rosses helfen?

Welche Bequemlichkeit verschaft es nun dem Menschen, daß er viele hundert Meilen reisen kann, ohne nur einen Fuß aufzuheben — daß er den Zweck erreichen kann, ohne die Mittel anzuwenden!

Das Schaf arbeitet zwar nicht für den Menschen, aber es thut noch mehr; es kleidet ihn mit seiner Wolle, und nährt ihn mit seiner Milch —

Der Mensch läßt sogar durch die Verdauungswerkzeuge andrer Thiere den gröbern Stoff der Pflan-

zen

zen erst verfeinert, und in die gesundeste Nahrung für sich verwandelt werden. — Und statt, daß er den Stoff zur Leinwand unmittelbar aus dem Pflanzenreiche nimmt, so läßt er den Stoff zu seiner wärmern Bekleidung, erst aus dem Pflanzenreiche ins Thierreich übergeben, und auf der Haut der Lämmer zu Wolle wachsen, denen er sie nun mit Bequemlichkeit abnimmt, und zu seinem Gebrauche verarbeitet.

Damit nun aber der Mensch sich seiner Uebermacht nicht überhebe, so giebt es wieder einige Thiere, die ihm Schaden zufügen, und über die er nicht eigentlich Herr werden kann, als die Schlange, der Floh, und die Maus.

Aus der Kunstwelt sind nun auf dieser Kupferplatte folgende Gegenstände dargestellt:

Buch	Spitze
Schwerdt	Wand
Kugel	Brunnen
Brücke.	

Durch die Wand schützt sich der Mensch gegen Regen und Wind, durch das Schwerdt mit Spitze und Schneide vertheidigt er sich gegen feindliche Angriffe —

Durch die Brücke bahnet er sich einen bequemen Weg, worauf er trocknes Fusses über breite und schmale Flüsse geht, und nun statt eines Kahnes mit dem rollenden Wagen hinüber fährt.

Der hölzernen Kugel bedient er sich zum Spiel, um Kegel damit umzuwerfen, der eisernen im Kriege, um Menschen damit zu tödten.

Kugel und Schwerdt, Wölbung und Spitze, werden von dem Menschen zur Zerstörung gebildet. —

Er gräbt das Eisen mit unsäglicher Mühe aus dem Bauch der Erde, um Waffen davon zu schmieden, womit er seines gleichen tödtet. — Doch er bedient sich des Eisens auch auf eine edlere Art, um den Pflug, die Säge, die Axt und die Schaufel zu bilden. — Den Pflug, um Furchen in den Acker zu ziehen; die Schaufel um das Erdreich im Garten zu umgraben: die Axt, um die Bäume im Walde zu fällen; die Säge, um sie zu seinem Gebrauch zu zerschneiden.

Aus Holz, und Kalk, und Stein fügt er künstlich dichte Wände zusammen, die kein rauhes Lüftchen durchlassen.

Wenn es ihm an Wasser fehlt: so gräbt er in die Tiefe der Erde, bis es ihm entgegenquillt; Baumstämme höhlt er zu Röhren aus, und leitet das Wasser unter seinen Füßen, bis an den Ort hin, wo es ihm am bequemsten zu schöpfen ist.

So entstand eine der nützlichsten und wohlthätigsten Erfindungen des Menschen, der Brunnen.

Wenn wir nun gegeneinanderstellen

Wand, Brücke, Brunnen

und

Schwerdt, Spitze, Kugel

so entsteht in unsrer Vorstellung der Gegensatz von

Krieg und Frieden

von

Vertheidigung und Ruhe.

Die Menschen sichern sich in Häusern zusammen; wenn ein Fluß ihre Wohnung trennt, so bahnen sie sich durch Brücken einen Weg zu einander; sie graben Brunnen, aus denen sie gemeinschaftlich Wasser schöpfen —

— Wand, Brücke, Brunnen

setzen die Menschen zusammen.

Schwerdt, Spitze, Kugel

trennen sie. —

Aus den Gegenständen, die hier aus der Kunstwelt dargestellt sind, ist nun noch übrig

das Buch.

Dies ist das vielumfassendste von allen.

Ein Buch ist ein großer und erhabner Gegenstand.

Es ist eine Erfindung des Menschen, die alles andere übertrifft —

Alles was der Kopf des Menschen in sich faßt, das kann auch das Buch in sich fassen. —

Das Buch ist ein Abdruck des menschlichen Geistes — denn es ist eine Darstellung seiner Gedanken durch Worte. —

Das Buch kann mit keinem andern Gegenstande aus der Kunstwelt in Vergleichung gebracht werden — es steht einzig und für sich allein da — denn es kann alle Gegenstände aus der Natur- und Kunstwelt in sich fassen.

Um ein Buch zu schreiben, mußte der Mensch erst die große Kunst erfinden, Töne zu mahlen —

Er mußte also unsichtbare Gegenstände, wie die Töne sind, durch sichtbare Zeichen, wie die Buchstaben sind, vor das Auge zu bringen suchen.

Welche erstaunliche Dinge hat der Mensch durch diese große Erfindung ausgerichtet! — Welch eine neue Verbindung ist dadurch unter den Menschen, die auf dem ganzen Erdkreis zerstreut sind, entstanden!

Der Mensch kann seine Worte, die sonst nur den Ohren vernehmlich waren, vermittelst der Buchstaben, die er aufs Papier mahlt, dem, der mehr als tausend Meilen weit von ihm entfernt ist, vors Auge bringen.

Seine Stimme schallt auf die Weise über Meer, und Berg und Thal. — Der Europäer schließt seine Geschäfte mit den Einwohnern von Amerika, als ob er zwischen seinen eignen Wänden mit ihm spräche. —

Weit voneinander entfernte Länder und Königreiche schließen Bündnisse miteinander, wie einzelne Menschen, die in einer Stadt wohnen. — Handel und Gewerbe erstreckt sich über den ganzen Erdboden; Verschiedenheit des Himmelstriches, der Gesichtsfarbe, Religion, Sitten, und Gebräuche, trennt die Menschen nicht mehr voneinander. —

Daß nun Menschen über Meere und Länder sich miteinander besprechen und Unterhandlungen pflegen,

Verträge schließen, Tausche treffen, und ihre gesellschaftlichen Angelegenheiten besorgen können;

Daß die Geschichte der Vorwelt mit allen ihren nützlichen Erfindungen, Künsten, und Wissenschaften auf uns gekommen ist;

Daß der Mund der Gestorbnen noch immer zu uns redet, und wir die hinterlassenen Schätze ihres Geistes besitzen;

Daß wir wissen, was die Menschen, die tausend Jahre und länger vor uns lebten, Edles und Schönes gedacht und gethan haben;

Das verdanken wir alles den vierundzwanzig kleinen Figuren, die wir Buchstaben nennen, und aus denen alle Bücher der Welt zusammengesetzt sind.

Dergleichen Dinge, die an sich so groß, so erhaben, und so wundervoll sind, werden uns durch den öftern Gebrauch so alltäglich und gewöhnlich, daß wir fast nichts mehr dabey denken, und die großen Vortheile, die uns daraus erwachsen, nicht mehr so lebhaft empfinden, wie wir es sollten.

Was für ein Verdienst um das menschliche Geschlecht hat der nicht, der zuerst diese vierundzwanzig

kleinen Figuren erfand, wodurch alle Wissenschaften, alle menschlichen Begebenheiten, alle Dinge, die am Himmel und auf Erden sind, in dem kleinen Umfange eines Buches dergestalt reden können!

Und welch ein Verdienst hat nicht wiederum derjenige, der die Kunst erfand, diese Buchstaben, (die von den buchenen Stäben, worin sie zuerst geschnitten wurden, ihren Nahmen führen,) in Metall zu gießen, wo man sie nun, wenn von jedem Buchstaben eine hinlängliche Anzahl gegossen ist, die in besondern Kästchen liegen, nach Gefallen nebeneinandersetzen und Wörter daraus bilden kann, die nun, wenn die Fläche der zusammengesetzten Buchstaben mit schwarzer Farbe bestrichen ist, zu unzähligenmalen auf weißes Papier abgedruckt, und vervielfältigt werden können.

Eine ganze Seite also, die sonst jedesmal Wort für Wort mußte abgeschrieben werden, steht nun, wenn die kleinen metallnen Figuren einmal zu Worten zusammengesetzt sind, in weniger als einer Minute, auf dem Papier da — und zwar mit weit mehr Schönheit und Ordnung, als wenn die Worte geschrieben wären — denn wenn man etwas, daß sehr schön geschrieben ist, bezeichnen will, so sagt man: es ist geschrieben, als ob es gedruckt wäre.

Hierdurch wird es nun möglich gemacht, daß die Gedanken eines einzigen Menschen in kurzer Zeit und mit leichter Mühe, unter vielen tausend Menschen verbreitet werden können —

Die Erlernung aller Wissenschaften wird dadurch erleichtert und allgemeiner gemacht —

Und die Seelen der Menschen können sich nun, in jeder Entfernung durch die Bücher miteinander unterreden, und sich untereinander belehren; ja durch die Bücher können sogar die Todten um ihre Meinung befragt werden —

Wie denn der Verfasser des Buchs, das in einer der Kupferplatten steht, mit Namen Horatius Flaccus, schon vor mehr als tausend Jahren gestorben ist, und dennoch jetzt den Menschen, die ihn lesen, die Weisheit des Lebens lehrt; so daß einer unsrer Dichter, der erst vor Kurzem gestorben ist, ihn

seinen Freund, seinen Lehrer und

seinen Begleiter

nannte, weil er die Schriften desselben, die in lateinischer Sprache verfaßt sind, zu seiner Lieblingslektüre gemacht hatte.

Zu der Zeit, da Horaz in Rom lebte, war die Buchdruckerei noch nicht erfunden, sondern die

Bücher

Bücher mußten mühsam auf Pergament geschrieben werden; waren also viel kostbarer und seltener, als zu unsern Zeiten.

Dasselbe Buch also, welches lange vorher geschrieben wurde, ehe man noch an Buchdruckereien dachte, ist jetzt durch die Buchdruckerei, die erst seit ein paar hundert Jahren erfunden ist, weit mehr vervielfältigt und verbreitet, als es bei seiner Entstehung war.

Fast in allen Schulen von ganz Europa werden die Schriften des Horaz gelesen und erklärt, und aus der lateinischen in jede Landessprache übersetzt. Jeder Mensch, der es zu seinem Geschäft macht, seinen Geist zu bilden, sucht auch den Horaz verstehen zu lernen.

So wirkt also durch diese vierundzwanzig kleinen Figuren, die entweder geschrieben oder gedruckt sind, der Geist des Menschen noch nach seinem Tode auf die kommenden Geschlechter fort —

Wenn wir in dieser Rücksicht ein Buch, als eine Erfindung des menschlichen Geistes, betrachten, so muß es uns ein erhabner, ein ehrwürdiger Anblick seyn.

Der Weg, der jetzt einem Buche bei seiner Entstehung vorgeschrieben wird, ist folgender:

Aus den Händen des Schriftstellers, der es schreibt, wandert es in die Werkstäte des Buchdruckers, der es druckt; von da in den Laden des Buchhändlers, der es verkauft; alsdenn wieder in die Werkstäte des Buchbinders, der für seinen äußern Schmuck sorgt, und von da in die Studierstube des Gelehrten, der sich daraus neue Kenntnisse sammlet, oder in die Bibliothek des Mannes von Geschäften, bei dem das Lesen nur Nebensache ist.

Durch die Hervorbringung, den Vertrieb und die äußere Verzierung des Buches werden also schon eine große Anzahl von Menschen in Bewegung gesetzt.

Wie weit mehr aber durch das Lesen der Bücher — der ganze gelehrte Stand lebt und webt zum Theil in der Bücherwelt. — Der Arzt, der Rechtsgelehrte, der Religionslehrer, der Philosoph, ziehen alle ihre ersten Kenntnisse aus Büchern; hernach nehmen sie die Erfahrung zu Hülfe.

Die Bücher machen einen so großen Theil der menschlichen Dinge aus, daß man sie beinahe nicht,

als eine untergeordnete Klasse von Dingen in der Kunstwelt betrachten kann, sondern sich außer der großen Natur - und Kunstwelt, noch eine

Bücherwelt

denken muß.

Denn die Bücher sind gleichsam eine Welt außer den Menschen geworden, die nicht in ihm, sondern worin er lebt — weil kein menschlicher Kopf, das mehr zusammenfassen kann, was die Bücher, die in der Welt sind, enthalten.

Daher kömmt es, daß ein jeder sich nur ein gewisses Fach der Gelehrsamkeit wählt, worauf er vorzüglich seine Anfmerksamkeit richtet —

Die Gelehrten sind also entweder Geschichtschreiber, Naturforscher, Mathematiker, Sprachkundige u. s. w.

Alles dieß und weit mehr ist noch immer unter dem Begriffe Buch enthalten. —

Wir schreiten nun zu der vierten Kupfertafel fort, die folgende Gegenstände enthält:

Tisch	Helm	Vogel
Adler	Schild	Kreuz
Storch	Bogen	Thurm
Affe	Köcher	Schlüssel
Frosch	Hund	Schaaf
Schwanz	Baum	Schiff
Stern	Ohr	Tod
Mond	Fuchs	

Auf dieser Kupfertafel befinden sich dißmal mehr Gegenstände aus der Natur, als aus der Kunstwelt.

Aus der Kunstwelt sind nur

Tisch	Haus
Helm	Kreuz
Schild	Thurm
Bogen	Schlüssel
Köcher	Schiff

Aus der Naturwelt sind:

Adler	Mond
Storch	Baum
Affe	Ohr

Frosch — Fuchs
Schwanz — Vogel
Stern — Schaaf.

Zuletzt zeigt sich ein menschliches Todtengerippe, welches wieder zu der zerstörten Naturwelt gehört. —

Aus der zerstörten Naturwelt entsteht sonst eigentlich durch die Umarbeitung des Menschen die Kunstwelt, als

Tisch, Haus, Kreuz, Schiff. —

Die Natur bringt von selbst weder Tisch, noch Haus, noch Kreuz, noch Schiff hervor — sondern sie bildet den Baum mit seinem Stamm, seinen Aesten, Zweigen und Blättern —

Welch ein Unterschied ist zwischen diesem schöngebildeten Baum, und dem Hause, das mit Fenstern, Thüren, Treppen und Schornsteinen versehen, auf der Kupfertafel gleich darneben steht!

So auch zwischen dem Tische, der oberwärts steht, und dem Schiffe, das unterwärts die Fluth durchschneidet!

Ein Baum, ein Tisch, ein Haus, ein Schiff — welche ganz von einander verschiedene Dinge, in ihrer

Gestalt

Gestalt und Form, und doch so ähnlich in der Materie, woraus sie gemacht sind.

Die Kunst muß die Natur zerstören, ehe sie ihre neue Bildung anfangen kann. — Dem Baume müssen seine Aeste mit allen ihren Zweigen und Blättern abgestreift, die Rinde, die seinen Stamm beschützt, genommen, und er muß von der Wurzel, die ihm Nahrung und Wachsthum gab, abgehauen, sein inneres wachsendes Leben muß in ihm getödtet werden — damit er sich als künstliches Gebälk zur Wohnung des Menschen füge, oder sich zur Wölbung des bauchigten Schiffes krümme, oder mit seiner glatten, gehobelten Fläche, dem Menschen zu einer bequemen Erhöhung diene, die ihm seine Arbeit, und den Genuß der Speise erleichtert.

Haus und Schiff
Erde und Meer.

Ein Schiff, ein schwimmendes Haus — worinn der Mensch von einem Welttheile zum andern reisen, und alle Bequemlichkeiten des Lebens mit sich führen kann, als ob er auf dem festen Lande wohnte —

Ein Gebäude, das mit seinem starken und festineinandergefügten Gebälk der Gewalt des Sturmwindes und der Wellen widersteht; das mit Flügeln

von

von Leinwand versehen, die denn ein günstiger Wind aufschwellt, mit seinem zugespitzten Schnabel, durch das Steuerruder gelenkt, die Fluth durchschneidet, und mit Behendigkeit sich wenden läßt, um vermittelst der Seegel den Wind, von der Seite wo er am günstigsten ist, aufzufangen.

Ein bewegliches, durch die Kunst des Menschen gleichsam beseeltes Haus — eine bequeme Herberge, die der Mensch auf jahrelangen Reisen beständig mit sich führt —

Eine Anzahl mehrerer solcher Schiffe heißt eine Flotte, und ist gleichsam eine schwimmende Stadt —

Das bodenlose Meer wird zum Schauplatz des Krieges, der Zerstörung und des Verderbens gemacht — zwei feindliche Heere rücken in schwimmenden Bollwerken, mit Geschütz bepflanzt, gegeneinander — Am hohen Mastbaum weht die Flagge — Der Donner des Geschützes beginnt — Die Gegenstände hüllen sich in Dampf und Nebel — Das Meer wird mit Blut gefärbt —

Aber das Schiff des betriebsamen Kaufmanns, führt auch aus den entferntesten Welttheilen tausend Bequemlichkeiten des Lebens herzu, die wir

jetzt

jetzt täglich genießen, und die uns sonst kaum dem Namen nach bekannt seyn würden.

Die stehenden Häuser in den Städten haben einen großen Theil ihres innern Schmucks, den schwimmenden Häusern auf dem Meer zu danken.

Das stehende Haus ist ein großes Werk des Menschen, worinn er sich gleichsam selbst übertroffen hat, indem eine solche Masse, die sich gleich einem Berge emporhebt, das Verhältniß seiner körperlichen Größe so weit übersteigt —

Aber das schwimmende Haus auf dem Meere ist ein noch weit größeres und erhabneres Werk des Menschen — weil er sich dadurch gewissermaßen die Natur unterthänig macht, und das unergründliche Meer in festes Land verwandelt, das er nach Gefallen bereisen kann —

Indeß kömmt es bei dem stehenden Hause mehr auf Pracht und Schönheit an, als bei dem schwimmenden Hause, das doch immer nur eine Herberge, und keine bleibende Wohnung ist, wobei es mehr auf den Gebrauch als auf das in die Augen fallende ankömmt.

Auch sind die stehenden Gebäude nicht so sehr dem Zufall unterworfen, der sie zerstören kann, als die schwim-

schwimmenden — sie sind mehr auf die Dauer — und der menschliche Geist sucht sich durch die Darstellung des Edlen und Schönen in ihm, zu verewigen, und sich ein bleibendes Denkmahl zu stiften.

Das Haus, welches hier auf der Kupfertafel dargestellt ist, gewährt einen weit schönern Anblick, als das Schiff —

Bei dem Schiffe bemerkt man die Verhältnisse der Theile gegeneinander nicht mit so leichter Mühe, als bei dem Hause.

Das Haus ist, durch die Thüre, in zwei gleiche Hälften getheilt; und jede Hälfte hat wieder ihre Nebenabtheilungen —

In dem Hause sind zwei Reihen Wohnungen übereinander, welche durch die übereinanderstehenden Fenster bezeichnet werden.

Die Fenster in den Wohnungen an der Erde haben kleine zugespitzte Gibel; die obern nicht. —

Man bemerkt übrigens an dem Hause drei Abtheilungen; die untere, die obere, und das Dach, wodurch das Ganze oben einen schönen Schluß erhält —

Wenn die Wand des Hauses ohne Unterbrechung durch Fenster und Thüren, und ohne die Abtheilung, welche zwischen dem untern und obern Stock gemacht ist, in einem fort ginge; oder wenn die Fenster in derselben statt ihrer zierlichen Einfassung, und wohlproportionirten Größe, unförmliche Löcher wären, so würde das Vergnügen, welches der Anblick dieses Gebäudes gewährt, wegfallen: man würde eine große Stein- oder Felsenwand, aber kein durch die menschliche Kunst hervorgebrachtes, wohlgeordnetes Ganze zu sehen glauben.

Eine Mauer oder Wand, die grade in die Höhe steht, ohne oben eine Einfassung, oder einen Schluß zu haben, macht einen unangenehmen Anblick; denn sie könnte unaufhörlich so fortgehen — man denkt sich kein Ganzes, nichts Vollendetes darunter.

Sobald sie aber oben eine Art von Kranz oder Einfassung hat, giebt sie gleich einen weit schönern Anblick — eben so wie eines von diesen Fenstern, welches ohne die Einfassung umher ebenfalls keine ordentlichen Grenzen hätte, wodurch es aus der umgebenden Masse herausgehoben, und für sich als ein Ganzes dargestellt würde.

Darinn besteht eigentlich das Wesen des Schönen, daß etwas aus der Masse der übrigen Dinge herausgehoben, gleichsam um sein selbst willen, mit Fleiß und Sorgfalt bearbeitet, Bildung und Form erhält.

Daher liebt der Mensch auch bei dem Schönen die Einfassung so sehr, wodurch er es gleichsam von den übrigen Dingen, unter denen es sich sonst verlieren könnte, absondert, um den eignen innern Werth desselben zu bemerken. —

So bekommen Gemählde und Spiegel einen Rahmen. —

Zuweilen wird schon die bloße Einfassung ein Zeichen der Verschönerung und Veredlung, wie bei den Ringen und der Krone, wo die letztere ein Haupt, das über andere herrscht, durch die kostbare Einfassung gleichsam aus der Menge der übrigen heraushebt, und es gewissermaßen als geheiligt und mit einer hohen Würde der Menschheit begabt, darstellt.

Es ist daher in der Natur der menschlichen Seele gegründet, daß die Könige Kronen tragen.

Um nun wieder auf das Haus zurückzukommen, so ist der obere etwas hervorragende Theil unter dem

Dache gleichsam auch der Kranz oder die Krone desselben, wodurch es seinen letzten Schluß erhält — Das Dach ist gleichsam auch eine Zugabe oder Aufsatz zu diesem Kranze, der nicht zu sehr ins Auge fallen muß, wenn er nicht das schöne Verhältniß des Ganzen stören soll —

Bei schöngebauten Häusern ist daher das Dach auch immer so viel als möglich versteckt —

Die Häuser mit hohen spitzen Dächern, machen einen sehr widrigen Anblick — sie sehen großen Bergmassen ähnlicher als Häusern —

Unter dem Brunnen steht ein Kreuz — eine der allereinfachsten Zusammensetzungen — ein Stück Holz in die Länge, und das andre queer darüber gelegt, macht den ganzen Bau aus —

Die Figur des Kreuzes ist den Christen ehrwürdig — sie pflanzen es auf ihre Grabhügel, stellen es auf ihre Altäre, und tragen es als einen Schmuck oder ein Ehrenzeichen von Gold oder andrer kostbarer Materie an ihrer Brust.

Weil der Stifter der christlichen Religion am Kreuze starb — so haben die Bekenner seiner Lehre

sich dieser Figur zum Zeichen ihres Bekenntnisses bedient —

Wie aber der Mensch sehr leicht das Zeichen für die Sache selber nimmt — so hat der Aberglaube das Kreuz angebetet, und also offenbare Abgötterei damit getrieben — der Begriff

Kreuz

erweckt eine große Menge von Begriffen, die durch den wunderbaren Zusammenhang der Dinge mit ihnen verwandt geworden sind —

Man denkt sich dabei:

Mönch,	Kloster,	Pabst,
Altar,	Kirche,	Abendmahl,
Taufe,	Beichte,	Priester,
Bibel,	Evangelium,	Kanzel,
Meßgewand,	Paternoster,	Weihnachten,
Ostern,	Pfingsten, u. s. w.	

Hier ist eine neue Welt von Begriffen, die sich vor unsern Blicken enthüllt — Dieß sind die religiösen Begriffe —

Religiöse Begriffe.

Diese können weder unter den Begriff der Naturwelt noch der Kunstwelt gebracht werden —

Sie machen eine ganz eigene Klasse von Ideen aus — die mit den übrigen in wenig oder gar keiner Verbindung stehen —

Taufe, Beichte, Evangelium —
Brunnen, Lamm, Haus.—

Was für erstaunlich von einander verschiedene Begriffe, wovon die erstern drei aus der religiösen und die letztern drei aus der Natur- und Kunstwelt sind.

Und doch werden die Gegenstände aus der Natur und Kunst in die Welt der religiösen Begriffe zum Theil hinübergezogen, und mit den letztern gleichsam überkleidet —

Als der Baum des Erkentnisses des Guten und Bösen, der im Paradiese stand, und wovon den ersten Menschen zu essen verboten ward —

Das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt —

In meines Vaters Hause sind viel Wohnungen, indem Jesus von dem Himmel und den Wohnplätzen der Seligen redet —

Oft verändern auch die Begriffe aus der Kunstwelt, wenn sie mit den Begriffen aus der religiö-

sen

sen Welt überkleidet werden, ihre Namen — so heißt ein Haus, worinn Menschen einsam leben, um durch bloßes Beten Gott zu ehren, den sie weit mehr durch gute Handlungen ehren würden, ein Kloster; und ein Haus, wo viele Menschen gemeinschaftlich zusammenkommen, um Gott durch Gebet und fromme Gedanken zu verehren, eine Kirche.

Ein Tisch, von welchem das Abendmahl genossen wird, heißt ein Altar, u. s. w.

Selbst in die Eintheilung der Zeit, die sonst die Natur selber durch Sonnenaufgang und Untergang, durch die Mondswechsel, und die Veränderung der Jahreszeiten macht, greifen die religiösen Begriffe ein.

Unsre Jahrzahl fängt von der Geburt des Stifters unsrer Religion an. — die wichtigsten Begebenheiten, welche sich mit ihm ereignet haben, werden durch Feste, wo man einige Tage von der Arbeit ruhet, von uns gefeiert — und durch eben diese Feste werden in den Köpfen der meisten Menschen die wichtigsten Einschnitte in den großen Zeitraum gemacht, welchen wir ein Jahr nennen.

Man sagt:

Ostermesse, Michaelismesse,
Weihnachtsmarkt, Pfingstochsen.

Und setzt also Begriffe aus der religiösen und Begriffe aus der Kunst- und Naturwelt, auf die sonderbarste Art zusammen.

Ein Markt und die Auferstehung Christi.
Ein Markt und die Ueberwindung des Drachen durch den Erzengel Michael.
Ein Markt und die Geburt Christi.
Ein gemästeter Ochse und die Sendung des heiligen Geistes.

Es ist ein Wunder, daß die menschlichen Begriffe in den Köpfen nicht ein Chaos werden, und sich noch immer so wieder auseinander herausfinden — da sie auf eine so höchst seltsame Art untereinander gemischt sind —

Tisch, Haus, Kreuz, Schiff.

sind Gegenstände, wozu der Stoff größtentheils aus dem Pflanzenreiche genommen ist, in welchem der Mensch erst die Natur zerstören muß, um aus dieser Zerstörung eine neue Welt von Gegenständen hervorgehen zu lassen.

Die

Die übrigen Gegenstände aus der Kunstwelt auf dieser Kupfertafel sind

Helm, Schild, Bogen, Köcher, Spieß, Thurm, Schlüssel —

Der Stoff zu diesen Gegenständen ist größtentheils aus einem andern Reiche der Natur genommen, das man das Mineralreich nennet, und wo der Mensch eigentlich nicht zerstören darf, indem er hervorbringt, weil dasjenige, dem er durch die Kunst Bildung und Form giebt, vorher noch eigentlich gar keine Bildung und Form gehabt hat.

Die Steine, aus denen der stumpfe Thurm aufgebaut ist, waren im Steinbruche ganz unförmlich, da sie jetzt durch die Zusammensetzung einige Form erhalten haben.

Der Schlüssel ist eine neue Bildung des Menschen, aus einem Stoffe, dem die Natur vorher gar keine bestimmte Gestalt und Bildung gegeben hatte.

Das Pflanzenreich giebt dem Menschen Nahrung und Kleidung —

Das Thierreich giebt dem Menschen Nahrung und Kleidung —

Das Mineralreich giebt ihm trennende und zusammenfügende Werkzeuge, Sicherheit, Vertheidigungsmittel —

Der Mensch zerstört das Thierreich und Pflanzenreich

Das Mineralreich, welchem die Natur keine Bildung und Form gegeben hat, wird nicht von dem Menschen gestört, sondern es zerstört den Menschen, indem es zu seinem eignen Verderben von ihm gebildet wird —

Wir wollen aus der vorigen Kupfertafel
Schwerdt, Kugel, und Spitze eines
Pfeils

hieher ziehen, um diese Begriffe gegen Bogen, Köcher, Helm und Schild zu halten

Stahl schützt gegen Stahl — Helm und Schild schützen Kopf und Brust gegen Schwerdt und Pfeil —

Aber weder gegen die Gewalt der zerschmetternden Bombe, noch der kleinsten Kugel von Blei, welche durch die Macht des angezündeten Pulvers aus dem tödtenden Rohre gejagt wird —

Da-

Darum halten Helm und Schild in unsern Tagen den Tod und die Zerstörung nicht mehr zurück; sondern sind als eine unnütze Last hinweggeworfen —

Die zerstörenden Werkzeuge haben über die schützenden die Obermacht gewonnen —

Mit der erhöhenden Kraft der Zerstörung hat die Beschützung nicht gleichen Schritt gehalten — Der Bogen und Pfeil ist hinweggeworfen, und das tödtende Feuergewehr an seine Stelle getreten —

Helm und Schild ist auch hinweggeworfen, aber an seine Stelle ist nichts getreten.

Das Eisen rächt an dem Menschen die zerstörte Thier- und Pflanzenwelt —

Die weiche Wolle des Schafs kleidet ihn —

Die Stämme des Baumes geben ihm Wohnung und beschützen ihn vor Wind und Regen —

Aber das Eisen, daß er selbst zu seinem Verderben geschmiedet hat, zerschmettert und tödtet ihn —

Es ist das nützlichste und gefährlichste Werkzeug in der Hand des Menschen — Zerstörung bleibt immer sein vorzüglichster Zweck

Durch die Axt fällt der Baum, durch das Beil der Stier —

Durch die Säge wird die ganze Zusammensetzung des Brunnens zerstört —

Durch das Messer wird die ganze innere Zusammensetzung des Thieres aufgelöst, und aus ihren festesten Fugen gebracht —

Durch die Sense fallen Aehren —

Der Mensch zerstört durch das Eisen die Thier- und Pflanzenwelt — um eine neue Schöpfung von seiner eignen Arbeit daraus hervorgehen zu lassen —

Bald beneidet er sich untereinander diese neue von ihm selbst hervorgebrachte Schöpfung —

Daraus entsteht Krieg und Streit — Eben das, wodurch diese Schöpfung hervorgebracht wurde, zerstört sie wieder —

Die glühende Kugel verwandelt Palläste in Schutthaufen —

Die Spitze des Eisens kehrt sich gegen den Menschen selbst — und weil er damit die Ordnung der Natur zerstörte — so zerstört es ihn wieder.

Der Schlüssel

ist ein Bild des Eigenthums, das der Mensch unter sich eingeführt hat —

Er banet ein Haus um sich her, wodurch er gleichsam einen Kreis um sich zieht, der ihn von alle dem absondert, was ihn in nähern oder entferntern Kreisen umgiebt

Das Haus hat eine Thüre, die Thüre hat einen Schlüssel —

Der Schlüssel endigt das Haus in seiner Zusammensetzung — er ist die letzte festeste Fuge desselben, wodurch man den Eingang in dasselbe nach Gefallen möglich und unmöglich machen kann —

Der Mensch kann auf die Weise mitten unter einer unzähligen Menge von Menschen die kostbarsten Dinge, zur Bequemlichkeit und Pracht, unangetastet um sich her liegen haben —

Der Reiche und Begüterte kann mitten unter einer unzähligen Menge armer, hungriger und nothleidender Menschen wohnen, ohne daß er sich im Genuß seiner Herrlichkeiten darf stören lassen, wenn etwa sein Herz eben so verschlossen ist, als seine Thüre.

Er ist durch das mächtige Schloß sowohl als die Gesetze gegen Gewalt und Raub gesichert — und wenn er von seinen Ueberfluß giebt, so genießt er der Wonne des freiwilligen Gebens, und übt sich in den Empfindungen des sanften Wohlwollens und der Menschenliebe.

Der Schlüssel ist ein Bild des Habens des Besitzens — er macht, daß das Edlere von dem minder Edlen fest umschlossen, und vor jedem Angriffe gesichert wird —

Das Stärkere wird zur Umgebung und Umschließung des Schönern und Edlern gebraucht —

Beim Schlüssel denkt man sich nothwendig Eigenthum —

Denn ein gemeinschaftliches Gut bedarf keiner Absonderung —

Was verschlossen ist, ist eigentlich nur für denjenigen da, in dessen Macht es, durch den Besitz des Schlüssels steht, die feste Umgebung hinwegzuräumen; für alle übrige Menschen ist es so gut, als ob es gar nicht da wäre. —

Das heißt Eigenthum, Besitz —

Besitzthum.

Durch den Besitz entsteht nun in der Welt Geiz, Verschwendung, Neid, Processe, Diebstahl, Raub —

Und durch den Besitz ganzer Länder entsteht Krieg, Mord und Blutvergießen —

Der Schlüssel trennt die Herzen der Menschen, wie ihre Häuser voneinander —

Aber durch kleine runde Gold- und Silberstückchen werden sie wieder untereinander in Verbindung gebracht —

Der Mensch kann sich nicht leicht entschließen, sich von dem zu trennen, was er durch seinen eignen Fleiß hervorgebracht hat, wenn er nicht einen hinlänglichen Ersatz dafür erhielte, den er nun wieder sein Eigenthum nennen kann, und wofür er wieder andere Bedürfnisse eintauschen kann —

Dieser Tausch der menschlichen Bedürfnisse würde unendlichen Schwierigkeiten unterworfen seyn, wenn ihn nicht die kleinen runden Gold- und Silberstückchen, erleichterten, die ohne Mühe aus einer Hand in die andre gehen, und nach deren geringern oder größern Anzahl der Werth aller menschlichen Bedürfnisse einmal abgemessen ist. —

Weil

Weil aber nun eine große Anzahl dieser kleinen Gold- und Silberstückchen, einen unvergleichbar kleinern Raum einnehmen können, als die Dinge, deren Besitz dadurch möglich gemacht wird, so wird auch dadurch das Haben sehr erleichtert, indem einer den Werth aller der Dinge, die für das Geld können angeschaft werden, gleichsam unter seinem Schlosse hält — dieß befördert den Geiz —

Und weil er auch bei der Ausgabe dieser Gold- und Silberstückchen nicht wirkliche Bequemlichkeiten und Bedürfnisse gegen andere Bequemlichkeiten und Bedürfnisse umtauscht, so fühlt er den Verlust seines Eigenthums nicht so sehr — das befördert die Verschwendung.

Der Geizige vergißt den Gebrauch der Sache über den Werth derselben, wornach sie abgemessen wird; der Verschwender vergißt den Werth der Sache über ihren Genuß —

Der Geizige denkt sich das Geld ganz als die Sache selbst der Verschwender bloß als Zeichen.

Weil nun der Geizige das Geld sich ganz als die Sache selbst denkt, so muß er freilich Bedenken tragen, es auszugeben, weil es ihm alsdann in ein

bloßes Zeichen verwandelt scheinen würde, wonach der Werth eines Dinges abgemessen wird. —

Und weil der Verschwender sich das Geld bloß als Zeichen denkt, so ist es sehr natürlich, daß er es sobald wie möglich, in die Sache selbst zu verwandeln sucht, da der Besitz leerer Zeichen von Dingen für ihn keinen Werth hat —

Der Sparsame wird die Mittelstraße zwischen beiden halten — er wird dem Verschwender darinn folgen, daß er das Geld bloß für Zeichen beim Besitz hält — aber er wird dem Geizigen darinn nachahmen, daß er das Geld bei der Ausgabe für eben so wichtig, als die Sache hält, die er dafür eintauscht —

Die Grundsätze des Verschwenders beim Besitz werden ihn zur Ausgabe des Geldes zwingen — aber die Grundsätze des Geizigen bei der Ausgabe werden seinem Gebrauch des Geldes die gehörigen Grenzen setzen.

Das Geld ist also eine Sache, deren wahrer Werth erst durch den vernünftigen Gebrauch des Menschen bestimmt wird, und wobei derselbe seine Vernunft zu üben Gelegenheit hat —

Nirgends fließen die Begriffe von Zeichen und Sache mehr ineinander, als hier — nirgends ist die Grenzlinie zwischen beiden unmerklicher gezogen —

Daher erfordert es die größte Anstrengung der Seelenkräfte, das verwickelte Verhältniß von Sachen und Zeichen im Ganzen zu übersehen —

Die Wissenschaft, welche sich mit dieser Uebersicht beschäftigt, heißt Finanzwissenschaft —

Und weil nun der Schlüssel erfunden, und das Recht des Eigenthums herrscht —

Da die Gold- und Silberstückchen einmal das Triebrad aller menschlichen Gewerbe und Künste geworden sind — so ist auch jene Wissenschaft eine der nöthigsten und nützlichsten, ohne welche eine Verbindung von Menschen, die ein Staat genannt wird, nicht regiert und in Ordnung erhalten werden können.

Fabel.

Die Gegenstände aus der Naturwelt auf dieser Kupfertafel sind:

Adler, Storch, Affe,
Frosch, Schwanz, Stern,
Mond, Baum, Ohr,
Fuchs, Vogel, Schaf.

Der

Der Adler fliegt der Sonne zu —
Der Storch verwechselt seinen Aufenthalt mit der Jahreszeit.
Der Affe ahmt die Stellung und Bewegung des Menschen nach —
Der Frosch sitzt im Sumpfe, und stimmt seinen heisern Gesang an —
Der Fuchs schnappt mit List seine Beute hinweg —
Das Lamm läßt sich geduldig zur Schlachtbank führen —

Welche mannigfaltig verschiedene Eigenschaften der Thiere, die hier nebeneinander aufgestellt sind!

Ein jedes dieser Thiere hat etwas, das gleichsam seinen Charakter in der Thierwelt bestimmt —

Weil nun der Charakter bei den Thieren etwas Bleibendes ist; weil der Fuchs seit undenklichen Zeiten immer listig, der Wolf immer grausam, das Schaf immer geduldig gewesen ist; so eröffnete sich die Einbildungskraft des Menschen hier ein neues Feld, wo sie ungehindert wirken konnte —

Weil man die auffallendste Charaktere der Thiere einmal kennt, so legte man diesen Thieren Vernunft und Sprache bei, und sezte sie in eben solche Beziehung und Verhältnisse unter- und miteinander,

wie in der Menschenwelt statt finden, daraus entstand

Die Fabelwelt. —

Der Storch sollte z. B. mit dem Fuchs in Verbindung gebracht, und die List des letztern auffallend gemacht werden, um zu zeigen, wie auch der Listigste zuweilen durch einen, wovon er es nicht gedacht hätte, überlistet werden kann.

Der hochbeinigte Storch mit seinem langen Schnabel hat schon etwas Unbehülfliches in seinem Wesen, welches macht, daß die Begriffe von List und Behendigkeit bei ihm gar nicht haften wollen —

Selbst seine Gravität, mit der er einhertritt, fällt ins Komische — und sein ganzes Aeußere ist so beschaffen, daß man ihn schon von selbst als einen Gegenstand betrachtet, an dem der Witz sich üben, und ihn lächerlich machen kann.

Der Fuchs hingegen hat in seinem ganzen Aeußern schon etwas Behendes und Gewandtes, das gleich ins Auge fällt.

Die Fabel erhält also hierdurch schon eine gewisse Wahrscheinlichkeit, wenn sie von dem Fuchs erzählt, daß er den Storch zum Besten gehabt habe —

Der

Der Fuchs ladet also den Storch ein, daß er bei ihm speisen soll — und setzt ihm eine Brühe in einer flachen Schale vor —

Der Storch mit seinem langen Schnabel macht hierbei eine lächerliche Figur — die Brühe ist für ihn so gut, als ob sie gar nicht da wäre, indes der Fuchs sie mit seiner Zunge behende ausleckt, und seinen Gast unaufhörlich zum Essen nöthigt.

Nach einiger Zeit bittet der Storch den Fuchs wieder zum Essen, und setzt ihm kleingebrockte Speisen in einer Bouteille mit einem sehr langen Halse vor —

Hier macht der Fuchs eine noch weit lächerlichere Figur, als vorher der Storch, indem er die Bouteille von außen beleckt, während daß der Storch mit seinem langen Schnabel einen Brocken nach dem andern herausholt —

Man freut sich über die wohlgewählte Rache —
Und daß die List überlistet ist.

Man hat sich einmal schon gewöhnt, bei dem Fuchse die List zu denken — dieß hat zu den vielen kleinen Erdichtungen Veranlassung gegeben, die schon seit Aesops Zeiten, von ihm unter den Menschen verbreitet sind —

Indem man dem Fuchs Vernunft und Sprache beilegt, so kömmt sein ganzes Aeußeres zu statten um sich in ihm gleich am die List und Verschlagenheit selber zu denken. —

Indem man also diejenigen lächerlich machen wollte, die sich durch Schmeicheleien berücken lassen — so mußte im ganzen Thierreich, was den listigen Schmeichler anbetraf, die Wahl zuerst auf den Fuchs fallen —

Derjenige, der sich schmeichlen ließ, mußte eine Eigenschaft an sich haben, die von jedermann als das Gegentheil von schön und bewundernswürdig anerkannt war —

Niemand wird die Stimme des Raben, wenn er seinen krächzenden Gesang anstimmt, für schön und bewundernswürdig halten —

Diese ist also ein würdiger Gegenstand der hinterlistigen Schmeichelei des Fuchses —

Allein der Fuchs muß bei seiner Schmeichelei auch irgend einen Endzweck haben, sonst trägt sie nicht den Charakter der List —

Da der Rabe nun ein Raubthier ist, so denkt man sich ihn mit einer Beute, oder mit einem geraubten Käse, den er im Schnabel trägt —.

Der

Der Fuchs hat also nun einen besondern Endzweck, auf welchen er seine Schmeicheleien hinrichten kann —

Er muß auf ein Mittel denken, dem Raben seinen Schnabel zu öffnen, damit er den Käse herausfallen lasse. — Um also den Ehrgeiz des Raben rege zu machen, lobt er erst sein glänzendes Gefieder, wodurch er sich von allen Vögeln des Waldes auszeichnet, und fügt denn hinzu, wenn seine Stimme eben so vorzüglich wäre, so würde er der König unter den Vögeln seyn —

Die natürliche Folge davon war, daß der Rabe nun auch seine Stimme wollte hören lassen, um zu zeigen, daß sie seiner nicht unwürdig wäre —

Um dies zu thun, eröffnete er den Schnabel, und ließ den Käse fallen — der Fuchs hatte nun seinen Zweck erreicht, und ging mit dem Käse davon —

Der Rabe ist überhaupt nicht übel gewählt, um ein eingebildetes, stolzes Wesen vorzustellen, weil er ebenfalls in seinem Gange und Stellung etwas komischgravitätisches hat —

Ein sehr natürliches Bild der Aufgeblasenheit und des Stolzes aber ist der Frosch —

Durch die Verwandtschaft der Begriffe, fällt einem bei dem Aufblasen seiner Haut, die Gemüthsart gewisser Leute ein, welche in allem größer scheinen wollen, als sie wirklich sind —

Er bläßt sich auf, wie ein Frosch —

Diese Verwandtschaft der Begriffe ist vermuthlich die erste Veranlassung zur Entstehung einer kleinen sehr lehrreichen Fabel gewesen wodurch der Stolz, es andern, die mehr vermögen, gleich zu thun, in ein sehr lächerliches Licht gestellt wird —

Um dieß zu bewirken, mußte ein Thier gewählt werden, daß den Frosch so auffallend wie möglich, an Größe übertrifft — Die Wahl des Fabeldichters fiel auf den Ochsen — sie hätte auch auf den Elephanten fallen können — aber es war weit wahrscheinlicher, daß der Frosch einen Ochsen, der auf der Wiese an einem Sumpfe weidete, als daß er einen Elephanten zu sehen bekam —

Es hätte auch statt des Ochsen ein Pferd gewählt werden können, aber es sollte hier nur bloß auf Größe und Dicke ankommen, die der Frosch einem andern Thier beneidete; bei dem Pferde fällt die eigentliche Größe und Dicke, wegen der Schönheit,

und dem wohlgeordneten Ebenmaß seiner Glieder, nicht so sehr in die Augen, als bei dem Ochsen —

Der Frosch verglich sich also mit dem Ochsen, und weil er in dieser Vergleichung etwas zu verlieren glaubte, so suchte er durch das Aufblasen seiner Haut den Mangel zu ersetzen —

Um die Scene noch komischer zu machen, trauet er sich selber bei dieser Vergleichung nicht ganz, sondern frägt bei jeder wiederholten Anstrengung, womit er sich aufbläst, seine Jungen, die um ihn herstehen, ob er nun größer sey, als der Ochse?

Diese können ihm nie eine andre, als eine verneinende Antwort geben; und weil er sich immer noch stärker aufbläst, so muß er endlich vor Aufgeblasenheit bersten —

Diese erdichtete Scene aus der Thierwelt, thut weit mehr Wirkung auf die Seele, als das wirkliche Beispiel eines einzelnen Menschen, der sich durch Stolz, und dadurch daß er es Mächtigern gleich thun wollte, ins Verderben stürzte —

Jener bleibt immer der eine einzelne Mensch — es folgt aus einem Beispiele noch keine allgemeine Wahrheit; und dann wird auch die Aufmerksamkeit

mehr auf die Geschichte, als auf die Lehre oder den allgemeinen Satz gelenkt, der daraus gezogen werden soll —

Bei der Fabel hingegen weiß ich, daß die Erzählung, nur um der Wahrheit oder des Hauptgedankens willen, der darunter verborgen liegt, erdichtet ist —

Ich nehme an dem Schicksal eines Frosches und eines Ochsen nicht Antheil, wie an dem Schicksale eines Menschen: was ihm begegnet, interessirt mich nur in so fern es mir Stoff zum Nachdenken giebt. —

Daß ein Frosch vor Aufgeblasenheit berstet, erregt mein Mitleid nicht so sehr, als wenn in einem wirklichen Beispiele, ein Mensch durch seinen lächerlichen Stolz sich am Ende ins Verderben stürzt — dann wird das Komische tragisch, hier bleibt es komisch —

Der Adler ist in der Fabelwelt der König unter den Vögeln — so wie der Löwe der König der Thiere —

Der Adler und der Löwe werden auch oft gewählt, wenn durch erdichtete Erzählungen aus der Thierwelt, Mißbrauch der Macht, Tyrannei und Unterdrückung soll dargestellt werden. —

Man trägt sich vom Löwen und vom Adler mit manchen kleinen Geschichten von der Art —

Besonders ist eine kleine Fabel ihrem Erfinder vorzüglich gut gerathen, wodurch der Satz ins Licht gestellet werden soll, daß der Mächtige, der einen bösen Willen hat, und zugleich auch einen listigen Rathgeber erhält, auch dem Stärksten widerstehen kann —

Hier soll also gegeneinander gestellt werden Macht und von ihr angegriffene Stärke —

Mächtig ist der Adler, wenn er auf Raub ausgeht — aber das felsenfeste Haus der Schildkröte widersteht seinem Angriff —

Er trägt sie in seinen Klauen in die Luft empor, und sie beschweret ihn nur durch ihre Last, ohne ihm zu nutzen — seine Macht reicht nicht hin, ihre Schaale zu zerdrücken, ob er gleich den Willen dazu hat —

Die Schildkröte ist durch die Natur selbst gegen seinen Angriff gesichert —

Aber was geschieht? eine Krähe fliegt vorbei — und wird die Rathgeberinn des Adlers —

Die List vereinigt sich mit der Macht, und der Untergang der armen Schildkröte ist gewiß —

Die listige Rathgeberinn bedingt sich einen Theil von der Beute aus, und sagt dem Adler, er solle die Schildkröte aus der Höhe herab auf einen harten Felsen fallen lassen, damit ihre Schale zerschmettert würde, und er dann seinen Raub mit Bequemlichkeit und Muße genießen könne.

Der Adler thut, was ihm die Krähe gerathen hatte — und es war nun um die Schildkröte geschehen —

Welch ein anschauliches Bild von Macht, List, und Zerstörung giebt diese kleine Erdichtung! —

Adler — Krähe — Schildkröte —

sind drei Begriffe, welche hier in eine so natürliche und passende Beziehung auf einander gebracht werden, daß sogleich ein Bild das andre, eine Idee die andre erweckt, und man auf einmal einen Aufschluß über eine unzählige Menge einzelner Fälle im menschlichen Leben erhalten zu haben glaubt, die man nun alle unter diesem allgemeinen Sinnbild oder Gleichniß, das in der Fabel liegt, erkennt — Es sammlet sich unter dem Begriffe den die Fabel entwickelt, ohne daß wir es uns deutlich bewußt sind,

eine

eine Anzahl von Erinnerungen, Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Leben, die dadurch unter einen Hauptgesichtspunkt gebracht werden, aus dem wir sie nun betrachten — das ist, was wir Aufschluß über eine Sache nennen —

Weil das Schaaf eines der sanftesten Geschöpfe, und bei seiner Hinrichtung am geduldigsten ist, so denkt man sich unter demselben gern die leidende Unschuld, die von der tyrannischen Macht unterdrückt wird —

In dieser Rücksicht, hat man in einer kleinen Fabel, die auch schon sehr alt ist, den Wolf und das Lamm nebeneinandergestellt —

Man wollte zeigen, wie die Unschuld von der Macht unterdrückt wird; und da man nun grade den Wolf und das Lamm wählte, so machte sich die Fabel beinahe von selbst — wenn von Wolf und Lamm erzählt wird, daß sie zusammengekommen sind, so erwartet schon jedermann nichts anders, als daß das letztere von dem erstern wird leiden müssen.

Allein wenn die Gewalt gleich kein Bedenken trägt, ungerecht zu seyn, so will sie es doch wenigstens nicht scheinen, sondern sucht lieber irgend einen

Vor-

Vorwand aus der Luft zu greifen, wodurch sie sich zu ihrer That berechtigt glaubt —

Die Erdichtungskraft, welche ganz voneinander verschiedene Dinge zusammensetzt, und sie wie eins betrachtet, nimmt die Verstellungskunst von dem Menschen und setzt sie noch zu der natürlichen Grausamkeit des Wolfes hinzu — so nimmt sie auch Vernunft und Sprache von dem Menschen und giebt sie dem Wolfe —

Daraus entsteht ein Wesen, das in der wirklichen Welt nicht statt findet — ein Geschöpf der Einbildungskraft — ein redender und denkender Wolf —

Der Wolf muß sich, um einen Vorwand zu haben, von dem Lamm beleidigt glauben —

Der Fabeldichter muß hier sinnen, wie er dieß möglich und gewissermassen wahrscheinlich macht —

In der Nähe kann das Lamm den Wolf nicht beleidigen; denn es wird ihm gewiß nicht von freien Stücken nahe kommen —

Es mußte ihn also in der Ferne beleidigt haben — dieß ist aber nur möglich, wenn etwas zwischen dem Wolf und dem Lamm ist, wodurch sie auch in

einiger Entfernung voneinander miteinander in Verbindung kommen, oder in irgend einige Beziehung aufeinander gebracht werden können —

Festes Land kann nicht wohl irgend eine Kommunikation in der Entfernung unter ihnen hervorbringen; aber ein Fluß, ein Bach — aus welchem etwa beide trinken —

Wenn dieser Bach nun etwa von einer Anhöhe herabflöße, so konnte das Lamm etwa oben stehen, und das Wasser trüben, ehe es zu dem Wolf hinunterkömmt; dann hätte der Wolf einigen gerechten Vorwand, zornig auf das Lamm zu seyn —

Aber das Lamm stand ganz unten am Bache und trank, und der Wolf stand oben — und doch beschuldigte der Wolf das Lamm, es habe ihm das Wasser trübe gemacht.

Wie natürlich war nun die Vertheidigung des Lammes gegen diese Beschuldigung, daß das Wasser ja von ihm zu dem Wolf in die Höhe fließen müsse, wenn das wahr seyn sollte, was der Wolf behauptete.

Da nun der Wolf hierauf nichts sagen konnte, so ergriff er schnell einen andern Vorwand, und behauptete

hauptete, das Lamm habe vor sechs Monaten übel von ihm gesprochen —

In der Geschwindigkeit hatte er das Alter des Lammes nicht recht in Erwägung gezogen, und das Lamm machte ihm den wichtigen Einwurf, daß es ja vor sechs Monaten noch nicht gebohren gewesen sey.

„Nun so hat dein Vater doch übel von mir ge„sprochen“, sagte der Wolf, und zerriß das Lamm —

Der Vorwand, unter welchem der Wolf das Lamm zerreißen will, wird immer schwächer und unbedeutender; daß es übel von ihm gesprochen haben sollte, war lange nicht eine solche Beleidigung, als wenn es das Wasser wirklich getrübt hätte; und daß sein Vater übel von dem Wolf gesprochen haben sollte, war wiederum noch viel unbedeutender, als wenn es selbst von dem Wolf übel gesprochen hätte —

Dies war aber auch die Absicht des Fabeldichters: es sollte zuletzt nur gleichsam ein Schatten eines Vorwandes übrig bleiben, welcher der Macht immer noch hinlänglich genug war, um die Unschuld zu unterdrücken. —

Erst sollte das Lamm den Wolf durch That, hernach durch Worte, und endlich gar durch die Worte, die ein andrer gesprochen hatte, beleidigt haben —

Das war ohngefähr der Plan des Fabeldichters, nach welchem er diese Fabel ausarbeitete.

Und da die erste Wahl aus der Thierwelt gehörig getroffen, und die erste Hauptbeziehung, vermittelst des Baches erfunden war, so machte sich nun die Fabel gleichsam von selbst — die Bilder fügten sich ineinander, und aus ihrer Zusammensetzung entstand ein kleines Ganze, daß die Seele nun auf einmal umfassen, und eine große Menge Begriffe aus dem menschlichen Leben darunter sammlen kann —

So ohngefähr wie wir uns die Entstehung dieser Fabel denken, ging der menschliche Geist zu Werke, da er, nicht zufrieden mit der Natur- und Kunstwelt, sich auch eine eigene

erdichtete Ideenwelt

schuf.

Man kann also nun eine neue große Grenzlinie ziehen zwischen der

wirklichen Welt

und

Ideenwelt.

Die wirkliche Welt existirt zwar auch in der Idee des Menschen, aber die Ideenwelt unterscheidet sich dadurch, daß sie außer der Idee des Menschen gar nicht da ist —

In diese Ideenwelt gehören nun alle Erzählungen von Hexen und Gespenstern; alle Feenmährchen; auch gehört die ganze Mythologie oder Götterlehre dahin, durch welche die Welt schon seit den ältesten Zeiten mit unzähligen neuen Wesen bevölkert worden ist, die außer der Einbildungskraft des Menschen nirgends waren.

Dahin gehörte, Apollo, Mars, Minerva, Jupiter, und alle Götter und Göttinnen im Olymp —

Diese Wesen entstanden, indem man das Unpersönliche in der Welt persönlich; und es sich dadurch gewissermaßen gleich machen wollte —

So dachte man sich unter Jupiter die Luft und den Himmel — unter Neptun das Meer — und unter Pluto die Erde —

Diese ungeheure Massen, Luft, Erde, Meer, waren für die spielende Einbildungskraft zu unbehülflich — man suchte sich ihre Darstellung zu erleichtern, indem man ihnen die Persönlichkeit mittheilte —

Nun

Nun konnte man mit ihnen reden, Gebete an sie richten, ihnen Opfer bringen, und sie sich als höhere Wesen denken, weil man dem, was durch seinen Umfang und seine Größe den Menschen so klein macht, nun auch noch menschliche Vernunft und Gedanken dazu verlieh —

So schuf sich die Einbildungskraft Götter — —

Die Weisheit ist so etwas Vortrefliches an dem Menschen, daß man eine Begierde in sich empfindet, sie aus sich herauszudenken, um sie auch außer sich, als ein Wesen höherer Art verehren zu können — man umkleidete diese allgemeinen Begriffe mit Persönlichkeit, gab ihnen einen Körper und einen Namen — so entstand Minerva, die Göttin der Weisheit; Apollo, der Gott der Künste; Mars, der Gott des Krieges, u. s. w.

So wie der Mensch in der Kunstwelt eine neue Schöpfung durch Zusammensetzung voneinander verschiedener wirklicher Dinge hervorbringt; so bringt er, da ihm dieß noch nicht gnügt, in seinem eignen Gehirn wieder eine andere Schöpfung hervor, die noch weit sonderbarer ist, als seine Umformungen der Steine zu menschlichen Gestalten, der Asche zu Glas u. s. w.

Er läßt Thiere reden; Luft, Erde und Meer denken und handeln; einen Fluß sich selbst aus seiner Urne ausgießen, indem er ihm Persönlichkeit, das ist, einen Nahmen und einen Körper giebt —

Sprache.

Dies leitet uns auf einen neuen großen Unterschied zwischen

dem Menschen selbst

und

allem, was außer ihm ist —

Woher kömmt es, daß der Mensch alles, was außer ihm ist, gleichsam in sich zu verwandeln, und ihm seine Natur, sein Wesen mitzutheilen sucht —

Weil er Persönlichkeit und Bewußtsein hat, so ist er so geneigt, diese Eigenschaften auch den leblosen Dingen, die um ihn her sind, in seinen Gedanken mitzutheilen.

Und was ist wohl natürlicher, als diese Neigung, da der Mensch, bei allem, was er außer sich denkt, wenn er sich dessen bewußt seyn soll, nothwendig erst sich selbst denken muß —

Alle andern Vorstellungen, die er hat, müssen also durch die immerwährende Vorstellung von ihm selber nothwendig erst durchgehen, und nehmen davon ihre Farbe und ihr Gepräge an. —

Darum

Darum drückt der Mensch der ganzen Natur, indem sie durch seine Vorstellung geht, gleichsam den Stempel seines Daseyns auf —

Er bildet die unförmlichsten Gegenstände seinem Körper nach —

Der untere Theil eines Berges heißt ihm der Fuß, der obere Theil der Rücken desselben —

Und wenn die Einbildungskraft einmal erhitzt ist — so wird die ganze leblose Natur um ihn her belebt; sie verwebt sich inniger, stärker mit seinem Wesen — Berge hüpfen — Das Meer und die Erde freuet sich —

Auf die Weise hat nun auch der Mensch der leblosen Welt die Verschiedenheit seines Geschlechtes aufgedrückt, und sie sich als

Mann und Weib

gedacht, indem er das Leblose, so wie das Lebende gepaart hat, als:

Der Apfel — Die Birne
Der Hut — Die Mütze
Der Mund — Die Nase
Der Fuß — Die Hand
Der Stock — Die Ruthe
Der Stuhl — Die Bank

Der Haß — Die Liebe
Der Zorn — Die Sanftmuth
Der Wald — Die Wiese.

Was man sich al^s^o von den leblosen Dingen dem weiblichen Geschlecht ähnlicher denkt, das enthält in der deutschen Sprache den Artikel die, und was man sich dem männlichen Geschlecht näher denkt, den Artikel der — ein Wort von der erstern Art nennt man ein Femininum, und von der andern Art ein Masculinum —

Hierinn stimmen nun aber die Sprachen nicht überein —

In der lateinischen Sprache denkt man sich oft irgend etwas Lebloses dem weiblichen Geschlecht ähnlicher, was man sich in der deutschen Sprache dem männlichen Geschlecht ähnlicher denkt —

Der Tisch z. B. ist im Deutschen ein Maskulinum, mensa im Lateinischen hingegen ist ein Femininum, und würde wörtlich übersetzt die Tisch heißen — wie sehr nun die Vorstellungsart der Menschen hierinn voneinander abweicht sieht man aus den Kupfertafeln, wo die Gegenstände alle mit den lateinischen Nahmen benannt sind, und von denen allemal

das

das rothe Blatt lauter Feminina, und das schwarze lauter Maskulina enthält—

Durch diese Eintheilung, welche durch roth und schwarz bezeichnet ist, zerfallen also alle die Gegenstände in zwei Theile, nicht in Ansehung der Sachen, die sie darstellen, sondern in Ansehung der Nahmen, wodurch diese Sachen in lateinischer Sprache bezeichnet werden —

Der l einische Nahme eines Dinges ist deswegen vorzüglich merkwürdig, weil eine und eben dieselbe Sache von mehrern Nationen, die sonst in den Sprachen ganz verschieden sind, mit diesem Nahmen zugleich benannt wird —

Die lateinische Sprache wird in Spanien, Frankreich, Italien, England, Holland, u. s. w. sowohl als in Deutschland in den Schulen gelehrt, wodurch sie zu einer Art von Universalsprache geworden ist, in welcher sich die Gelehrten der ganzen Welt einander verstehn —

Weil nun dieß einmal so ist, so wird auf die Erlernung der lateinischen Sprache in der Jugend der vorzüglichste Fleiß gewandt — und weil es nun im Lateinischen eben so seltsam klingt, wenn man z. B. sagen wollte, bonus mensa, als wenn im Deutschen

einer sagte: die gute Tisch, so sucht man beim Unterricht in der lateinischen Sprache vorzüglich mit den Unterschied zwischen Maskulinum und Femininum recht einzuschärfen —

Dieß ist nun auch eine Absicht bei diesen Kupfertafeln gewesen, indem der Unterschied zwischen schwarz und roth dem Gedächtniß hat zu Hülfe kommen sollen —

Weil uns aber die zu unserm Endzweck gehörigen Sachen selbst wichtiger gewesen sind, als die Nahmen wodurch sie bezeichnet werden, so sind wir bis jetzt auf diesen Unterschied zwischen schwarz und roth noch nicht aufmerksam gewesen — indeß soll uns dies auf einen andern wichtigen Unterschied führen, zwischen

den Dingen
und
ihren Benennungen.

Die Benennungen der Dinge machen wieder unter sich eine Welt von Verhältnissen und Beziehungen aus, die alle in dem Bau der Sprache gegründet sind, welche gleichsam ein Abdruck der ganzen Schöpfung ist —

Sache — Welt
Wort — Sprache.

So

So wie nun nicht das Stillstehende, sondern das Lebende und sich Bewegende, diese unaufhörliche Umwälzung und Kreislauf in den Dingen das eigentliche Wesen der Welt ausmacht —

So machen auch die Wörter, welche Leben und Bewegung anzeigen, als setzen, heben, steigen, fallen, tragen, haben, das eigentliche Wesen der Sprache aus — die andern Worte, als Schlüssel, Haus, Thür, sind bloße Benennungen oder Nahmen von Dingen, welche erst durch die Leben und Bewegung anzeigenden Wörter in Verbindung gebracht werden müssen —

als der Schlüssel öffnet die Thüre und durch die Thüre geht man in das Haus —

durch die Worte

öffnen, gehen, durch und in

kömmt erst Zusammensetzung, Verbindung und Beziehung in die Rede, die vorher aus bloßen Nahmen bestand, welche, wenn ihnen auch noch so viel hinzugesetzt wäre, doch kein Ganzes würden ausgemacht haben —

Schlüssel — Thurm — Haus —

Die ganze Sprache zerfällt also in

Wort und Nahmen

verbindende Bestandtheile, und Bestandtheile, die verbunden werden.

Im gewissen Verstande ist in den Sprachen alles Nahme, und nur ein einziges wirkliches Wort: das ist das Wort

ist

welches die Welt unsrer Begriffe schließt — und mit einer belebenden und ideenverbindenden Kraft, durch die ganze Sprache herrscht, wie der Geist des Menschen durch den Körper —

Die Wissenschaft, welche sich vorzüglich mit der Entwickelung dieser und ähnlicher Begriffe beschäftigt, heißt:

die Sprachlehre.

Von den Gegenständen aus der Thier- und Kunstwelt, die auf der vierten Kupfertafel enthalten sind, wenden wir uns nun zu den großen Gegenständen, welche nicht zu einer besondern Abtheilung der Dinge in der Welt gezogen werden können, sondern die große Welt im Ganzen mit ausmachen, weil sie selbst ganze Weltkörper, wie unsere Erde sind —

Mond — Sterne —

aus der vorigen Kupfertafel wollen wir die Sonne

dazu nehmen — und in unsern Gedanken nebeneinanderstellen:

Sonne — Mond — Sterne —

Welch eine neue Art von Gegenständen! wie verschieden von Bäumen, Pflanzen und Thieren!

Der Anblick der Sonne und des Mondes ist einzig in seiner Art —

So wie wir das bekannte Antlitz eines Freundes begrüßen, so begrüßen wir mit jedem Tage das Antlitz der Sonne, die immer jung und neu, und doch unverändert wieder emporsteigt —

Die Sonne und der Mond sind das einzigste in der Natur, alles andere ist mehrmal da —

Diese beiden großen Gegenstände der Betrachtung des Menschen bringen daher auch Einheit in das Mannigfaltige —

Sie schlagen durch ihr immerwährendes Auf- und Niedergehen gleichsam den Takt zu den großen Revolutionen, die sich auf diesem Erdenrund ereignen —

Sie geben den Menschen Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre —

Sie

Sie ordnen seine Vorstellungen von dem Lauf der Dinge —

Sie sind das stets sich Gleichbleibende mitten unter dem was unaufhörlich abwechselt —

Alles was der Mensch erlebt, daß knüpft er an diese großen immer wiederkehrenden Veränderungen in der Natur:

Sonnen Auf- und Niedergang
Mondswechsel
Sommer — Winter — Frühling — Herbst —

Damit entsteht zugleich das Bedürfniß der Zahl —

Was sich ganz gleich ist, und nicht verbunden da ist, wie alles dasjenige, was aufeinander folgt, kann nur durch die Zahlen unterschieden werden —

Der Mensch zählet also von einem Vollmond bis zum andern zwölfmal — während der Zeit hat die Sonne zweimal Tag und Nacht gleich gemacht, und also den Herbst und den Frühling hervorgebracht — einmal hat sie durch ihre stärkste Annäherung den Sommer, und einmal durch ihre weiteste Entfernung den Winter verursacht —

Diese

Diese vier großen sichtbaren Einschnitte in den Lauf der menschlichen Dinge,

Frühling — Sommer — Herbst — und Winter —

ordnen das Jahr, und die Geschäfte des Menschen — —

Während das Kriege geführet und wieder Frieden geschlossen, Staaten und Provinzen zerstört, und andre wieder errichtet, Geschlechter untergehen, und andre wieder geboren werden —

folgen Frühling, Sommer, Herbst und Winter immer in gleicher unverrückter Ordnung aufeinander, und nach jedem vollendeten Kreislauf, macht der Mensch einen neuen großen Einschnitt, in die Reihe seiner Vorstellungen von dem Lauf der Dinge, aus deren Anhäufung die Zahl der Jahre entsteht —

Diese immer wiederkehrenden größern und kleinern Einschnitte in den Lauf der Dinge, sind die Grundlage der Geschichte, und die festeste Stütze unsers Gedächtnisses, daß ohne dieses Hülfsmittel die Begriffe von dem aufeinanderfolgenden auf mannigfaltige Art verwirren, und sie statt einer wohlgeordneten Reihe, welche wir schnell durchlaufen, und was wir wollen, herausfinden können, in ein verwirr,

wirrtes Chaos zusammenwerfen, und uns die Vergangenheit unsers Daseyns in undurchdringliches Dunkel hüllen würde.

Zeit und Zahl

sind zwei große und erhabne miteinander auf das genaueste verwandte und verknüpfte Begriffe —

Daß der Mensch sagen und denken kann: eins zwei —

Daß er sagen und denken kann: heute — morgen —

Das dehnet sein Daseyn über den gegenwärtigen Moment aus, worinn er sonst, mit alle dem, was ihn umgiebt, verschlungen würde — die Begriffe

eins — zwei

heute — morgen

gehören zur Grundlage seines vernünftigen Denkens —

Wie kam er denn auf diesen Unterschied, wie kam der Mensch auf die Begriffe von Zeit und Zahl?

Dieser Unterschied, und diese Begriffe sind von Anbeginn der Welt — in die ganze Natur, die sich dem Menschen darstellet, mit eingewebt —

Die

Die Natur selbst lehrte den Menschen die große Kunst zu unterscheiden, und zu zählen: sie war es, die ihn schon in der grauen Vorzeit

die erhabenste Logik

lehrte —

Die ganze Natur scheint ein Abdruck des menschlichen Verstandes, so wie der menschliche Verstand ein Abdruck der ganzen Natur zu seyn — eine so bewundernswürdige Uebereinstimmung findet zwischen der Natur der menschlichen Begriffe und ihrem großen Gegenstande statt —

Der größte und auffallendste Unterschied der von Anbeginn in die Natur gelegt war, ist der zwischen

Licht und Finsterniß

Ein Unterschied, der dem Menschen auch in der Kindheit seines Verstandes nicht entgehen konnte —

Das Licht, wodurch erst aller Unterschied der Dinge, ihre Farben und Gestalten, dem Auge sichtbar werden, und selbst im Gegensatz gegen die Finsterniß —

Das unterscheidende und ordnende gegen das nicht unterscheidende und verwirrende Principium.

Noth-

Nothwendig mußte in der vorstellenden Kraft des Menschen, durch diesen Unterschied, die erste tiefste Furche gezogen werden, deren Spur durch die mannigfaltig zuströmenden Bilder, am Tage nicht wieder vertilgt werden konnte. —

Hier wurde der erste Grundstein des menschlichen Denkens gelegt — Vorstellungen von dem Allerentgegengesetztesten

von Wahrheit und Irrthum
gut und böse
recht und unrecht,

worauf die ganze Macht unsers Denkens beruhet, wurde hier die erste Bahn gebrochen —

Auch mußte sich durch diesen Unterschied zuerst die Zunge des Menschen zu dem Jubel lösen, womit er das kommende Licht begrüßte, und zu der Klage, womit er zuerst die furchtbare Dunkelheit der Nacht hereinbrechen sahe —

Er fühlte sich gedrungen, die ersten Laute der Sprache zu stammeln:

Nachdem er das Licht von der Finsterniß unterscheiden gelernt hatte,

so nannte er das Licht Tag, und die Finsterniß Nacht.

Nachdem nun die erste schärfste Grenzlinie gezogen war, so kam der zweite große Unterschied an die Reihe, zwischen

oben und unten

Himmel — Erde

In der Dunkelheit der Nacht war Himmel und Erde eins — der Himmel schien auf der Erde zu ruhen, und die Erde an den Himmel zu stoßen —

Die Gestalten der Dinge waren erloschen — die Erde war wüste und leer —

Aber mit der Geburt des Lichtes am Morgen zog sich das blaue Gewölbe des Himmels allmälig in die Höhe — und die Berge senkten sich vor dem Blick des Menschen nieder, indem sie sich von dem auf ihren Häuptern ruhenden Nebel trennten.

Die große Lichtmasse, die nun einmal in der Vorstellung des Menschen von der Finsterniß abgesondert war, zerfiel in

Himmel und Erde —

In den lichten blauen Aether, der emporsteigt, und die undurchsichtige schwere Erde, die sich niedersenkt —

Dieser zweite große Unterschied drang sich der Beobachtung des Menschen auf, so oft er sein Auge emporhub und es wieder niederschlug —

Himmel und Erde war also die Erste Geburt des Lichts, das aus der Finsterniß emporstieg —

Himmel und Erde ist der große Gedanke des Menschen, womit er alles umfaßt, was ihn umgiebt — Von der Sonne, die am Himmel glänzt, bis auf das Würmchen, das am Blatte flimmert —

Indem nun der Mensch sein Auge von der festen undurchdringlichen Erde worauf sein Fuß sich stützt; auf die wallende Wasserfläche warf, die in ihrem Schooße das Bild des Himmels spiegelt, welch eine neue Furche mußte plötzlich durch diesen Unterschied in seiner vorstellenden Kraft gezogen werden!

Erde — Meer —
fest — flüssig

Nun war die große Masse geordnet —

Licht — Finsterniß
Himmel — Erde
Erde — Meer —

Die kleinern Unterschiede konnten nun allmälig an die Reihe kommen —

Auf der Erde lernte der Mensch Bäume, Pflanzen und Kräuter; und am Himmel Sonne, Mond und Sterne unterscheiden —

Nachdem jene großen Unterschiede sich ihm tief eingeprägt hatten, so war er nicht mehr in Gefahr seine Begriffe zu verwirren, und die Dinge auf Erden, mit den Dingen am Himmel zu vermischen —

Das Licht war ihm nun erst helle geworden, seit er es mit der Dunkelheit verglich —

Der Anblick des Himmels, wurde ihm erst reizend, wenn er sein Auge von der undurchsichtigen Erde zu ihm emporhob —

Die Erde wurde ihm erst fest und sicher, sobald er sie gegen das wankende, wallende Meer verglich —

Und nun nachdem er sich diese großen Unterschiede tief eingeprägt hatte, erhielt er erst Muße, sich das Ganze der Schöpfung auch im Kleinen zu ordnen. —

Seine vorstellende Kraft faßte die leblosen Gegenstände eher, als die lebenden, weil diese ihm gleichsam festen Stand hielten, und seiner Aufmerksamkeit nicht so bald entwischten —

Die Gestalt des Baumes, der ihm seine Frucht darbot, spiegelte sich am längsten in seinen Augen, und seine Blicke konnten mit Muße darauf verweilen — er lernte also das Einzelne im Ganzen

den Baum im Walde
den Ast am Baume
den Zweig am Aste und
das Blatt am Zweige

unterscheiden —

Noch ehe seine Aufmerksamkeit sich auf die Himmelskörper heftete, die ihm durch ihren immerwährenden Kreislauf zu schnell entwischten, und seine Beobachtung täuschten, bis es ihm gelang, nachdem er sich von dem Stillstehenden ein klares Bild in seiner Seele entworfen, auch das Aufeinanderfolgende bei dem immerwährenden Kreislauf der Sonne, des Mondes und der Gestirne, mit seiner vorstellenden Kraft zu fassen, und nach dieser festen und bestimmten Folge nun alles übrige, was in dem Lauf der Dinge aufeinanderfolgt, zu ordnen —

Endlich gelang es ihm auch, sich durch den wiederholten Anblick der lebenden Geschöpfe, die sich vor seinem Blick hin und her bewegten, ein festes Bild von ihnen einzuprägen —

Es fügte sich, daß sie sich so oft, gleichsam freiwillig, seinem Blick darstellten, bis er eine Gattung, eine Klasse von der andern allmälig unterscheiden lernte, und ihnen Nahmen gab —

Die großen Unterschiede zwischen

Himmel, Erde und Meer

welche sich ihm schon einmal eingeprägt hatten, waren Ursache, daß er nun

Die Vögel unter dem Himmel,
Die Fische im Meer, und
Die Thiere auf Erden,

in seiner Vorstellung gehörig zu ordnen wußte,

Daß in seiner Einbildungskraft die Vögel nicht schwammen; der Fisch nicht ging; und das Thier nicht flog —

Die ganze leblose und belebte Schöpfung ordnete sich in ihm in mannichfaltige Arten und Unterarten der Dinge — Diese Schöpfung stand zum zweitenmal in der Seele des Menschen da — dessen Blick nun zum Gefühl seines eignen Daseyns in ihm selbst zurückgedrängt wurde, nachdem er an den Dingen, die ihn umgaben, seine Neugier gesättigt hatte —

Er fand nun in sich eine Welt, die ihm noch ein weit größeres Feld seiner Betrachtung darbot, als die Welt außer ihm —

Leben und Tod

Das letzte Werk, die Krone der Schöpfung war

der denkende Mensch

Dieß ist die Schöpfungsgeschichte des menschlichen Verstandes.

Die erhabne Logik der Natur — Ihr Grundriß liegt in der Schöpfungsgeschichte Mosis.

An diese Schöpfung schließt sich

der Tod,

welcher durch das von Fleisch entblößte Knochengebäude des Menschen im Bilde dargestellt wird.

Die ganze Natur scheint alle ihre Kräfte aufgeboten zu haben, eine Zeitlang in dem Umfange dieses Schädels und dieses Knochenbaues, ein wunderbares Spiel von Gedanken und Empfindungen zu unterhalten, wodurch sie sich gleichsam selbst übertrifft, indem sie erst den höchsten Gipfel ihrer Schönheit und Vollkommenheit in der Vorstellung eines denkenden Wesens erreicht, das sich ihrer mit reinem Herzen freuen kann —

Und nun hat sie selbst diesen kostbaren Spiegel zerschmettert, worin sie sich ihre Gestalt so herrlich abbildete —

Statt jener Augen, worinn sich so oft das Antlitz der Sonne mahlte, sind hier ein paar leere grauenvolle Oeffnungen —

Die Lippen auf welchen die Freuden und das Lächeln wohnte, sind verschwunden —

Alle die weichen Fibern, welche jeden sanften Eindruck annahmen, und ihn dem Sitz des Denkens zuführten, sind von der harten Knochenmasse abgelöst, die noch eine Zeitlang der gänzlichen Zerstörung trotzt; und selbst in ihrer Zerstörung noch Ueberreste der Würde in Gang und Stellung zeigt, und wie die Ruinen eines zerfallnen Göttertempels, Staunen und Ehrfurcht einflößt —

Hier sollte also das Ende dieser Schöpfung seyn, die sich in dem Geiste des Menschen bildete? —

Mit dieser traurigen Verwandlung sollte nun alles aufhören?

Die sonst so sparsame Natur sollte hier allein mit solchem Aufwande sich nur eine desto prächtigere Zerstörung haben schaffen wollen —

Sie sollte nur deswegen in jedem einzelnen Menschen eine eigne neue Schöpfung, eine neue Welt hervorgebracht haben, um ihr Werk desto öfter wieder zerstören zu können?

Menschen- und Thiergerippe wären also der letzte bleibende Endzweck ihrer immerwährenden Schöpfung, und damit die Zahl sich immer mehr anhäufe, ließ sie Millionen geboren werden, die alle wieder ein Grab verschlingt, das nie gesättigt wird?

Dies Knochengebäude soll länger dauren, als der denkende Mensch, das Meisterstück der Natur? —

Zwar macht die Knochengestalt die größte Scheidewand zwischen alle diesen Gedanken und Vorstellungen —

Leben und Tod

steht im fürchterlichem Gegensatz nebeneinander —

Diese Knochengestallt ist die furchtbare Trümmer einer zerstörten Welt —

Anfang und Ende

des Daseyns

ist beides für uns in gleiches Dunkel gehüllt —

Hier

Hier ist der Schlußpunkt alles unsers Denkens von zwei Seiten —

Hier senkt sich der Horizont bis auf den Boden nieder — und die Aussicht ist gehemmet —

Indem man diese Knochengestallt betrachtet, so verschwindet alles; Thürme, Palläste, Städte, Wünsche, Hoffnungen, Wissenschaften, Künste — alles ist in Nacht verschwunden, alles ist in das erste Chaos der Dinge zurückgesunken —

Die Gedanken schwinden uns — wenn wir uns an die Stelle dieses Knochengebäudes versetzen sollen —

Wir staunen und staunen — und sehen nicht, wie es möglich ist, daß unser Wesen so verwandelt werden kann —

Eine solche Verwandlung unsers Wesens scheint uns ein Widerspruch —

Wir sind geneigt zu glauben, daß nur die Hülle unsers eigentlichen Wesens, aber nicht unser Wesen selbst auf die Weise verwandelt ist —

Denkender Mensch — Knochengerippe —

Es läßt sich kein Uebergang von dem einen zu dem andern denken —

Das, was dachte, kann nicht so verwandelt werden —

So wie aus der Zerstörung neues Leben hervorgeht, so ergänzt die anhaltende Betrachtung dieses Todtengerippes einen erhabnen Gedanken, einen neuen Begriff in der Seele, der plötzlich die Schrecken des Todes verschwinden macht —

Das, was ich hier vor mir sehe, ist von meinem denkenden Ich zu verschieden, als daß dieses je darinn sollte verwandelt werden können —

Hier sehe ich harte, steife Körpermasse, die sich anfaßt, wie Holz und Stein — Dieses ist aus dem Innersten meines Körpers herausgehoben — und steht nun vor mir da — als ein Gegenstand meiner Betrachtung —

Diese betrachtenden und beobachtenden Gedanken in meinem Innern, wie unendlich verschieden sind sie von dem Gegenstande, den ich vor mir sehe!

Ich muß dem, was in mir betrachtet und beobachtet, nothwendig einen andern Nahmen, als dieser harten und steifen Körpermasse geben —

Einen Nahmen, der Leben und Bewegung, Denkkraft und Thätigkeit bezeichnet —

Ich fühle mich gedrungen, eine neue Grenzlinie in meiner Vorstellung zu ziehen, zwischen

Körper und Geist

Aus der dunklen Mitternacht dämmert das Morgenroth — aus der zerstörten Körperwelt steigt

die Geisterwelt

empor —

Das unverwandte Anschauen des Todes läßt uns einen Blick hinter den geheimnißvollen Vorhang thun, der das, was jenseit des Grabes ist, vor unsern Augen verhüllt —

Unser Gesichtskreis erweitert sich wieder, und schließt uns eine heitre Ferne auf —

Bauet die Natur, um zu zerstören?

Nein, sie zerstört nur, um zu bauen — Das Bauen und Bilden ist ihr Zweck, die Zerstörung ist nur Mittel —

In jedem Herbst fallen die Blätter vom jungen Stamme, und andere brechen im Frühling wieder hervor, indes der Stamm mit jedem Jahre wächst, und fester und stärker wird —

Menschen werden geboren und sterben; der Staub von Millionen mischt sich zu dem Staube,

aber mitten durch die Zerstörung wächst die Geisterwelt empor; sie arbeitet sich durch Tod und Verwüstung durch — und nimmt mit jedem Menschenalter zu —

Die immerwährende Vervollkommnung der Geisterwelt ist das Fortschreitende in der Natur — ohne dieß Fortschreitende würde der Kreislauf der Dinge selbst ohne Zweck und ein bloßes absichtloses Spiel seyn —

Was hilft es, wenn das Rad am Wagen sich ewig um seine Axe dreht, ohne daß der Wagen vorwärts rollt —

Hat nicht selbst der Erdball die doppelte Bewegung, daß er unaufhörlich fortschreitet, während er sich um seine Axe drehet —

Der immerwährende Kreislauf der Natur ist:

Leben und Tod
Jugend und Alter
Bildung und Zerstörung.

Dieß ist ihr Drehen um ihre Axe, dieß ist immer abwechselnd Tag und Nacht —

Wie die junge Morgenröthe, so steigt mit jedem Menschenalter die jugendliche Welt empor — um

nach

nach ihrem vollendeten Lauf in das Dunkel des Grabes wieder hinabzusinken. —

Wo ist nun das Fortschreitende bei dem ewigen Kreislauf, bei dem Drehen um die Axe, welches doch nothwendig ist, wenn alles nicht ein zweckloses Spiel seyn soll? —

Was anders kann dieß seyn, als die immerwährende Vermehrung und Vervollkommung der Geisterwelt, die mit jedem vollendeten Kreislauf wächst und zunimmt —

Hier ist ein unübersehbares Feld —

Eine trostvolle Aussicht in ein unendliches Gewebe voll Mannichfaltigkeit und Einheit, bei dessen Betrachtung der Geist Ewigkeiten hindurch nicht ermüden kann.

Diese neue Grenzlinie, die wir gezogen haben, schneidet schärfer und tiefer ein, als alle vorhergehende —

In der ganzen Körperwelt findet kein ähnlicher Unterschied statt, wie der zwischen Körper und Geist —

Der Körper muß bei dieser Gegeneinanderstellung erst ganz verschwinden, ehe man den Begriff Geist zu denken im Stande ist —

Geist

Geist hat keine Grösse, keine Ausdehnung — ein Milliontheilchen eines Sandkorns übertrifft ihn daran — bei ihm ist alles in ihm selbst, in das Bewustseyn seines Ichs hineingedrängt —

Alles ist bei ihm ineinander
Nichts außereinander

Bei dem kleinsten Körpertheilchen hingegen sind die noch kleinern Bestandtheile immer wieder außereinander — es können also einige Theile davon abfallen, während daß andere bleiben — das Ganze ist zerstörbar, es kann zertheilt werden —

Körpertheilchen können nie ganz ineinander, sondern müssen immer zum Theil außereinander seyn. — Das macht sie zerstörbar —

Bei den Begriffen und Vorstellungen läßt sich nichts außereinander denken — alle Vorstellungen die wir von Jugend auf gesammlet haben, können immer ineinander bestehen —

Darum heißen sie auch Begriffe — eine Vorstellung, die ausser dem Zusammenhange aller übrigen bestehen sollte, würde keine Vorstellung seyn; sie würde gleichsam in der Luft zerflattern —

Diese Kraft des in sich Zusammendrängens alles dessen, was sonst zerstreut und einzeln ist, ist es

eben

eben, was der Lateiner cogitare nennt, und was das Wesen unsers Geistes ausmacht —

Dieß ist eine vom Körper ganz verschiedene, und wenn sie einmal da ist, unzerstörbar Kraft —

Was diese zusammenhaltende Kraft von dem, was vorher einzeln und zerstückt war, einmal in sich zusammengezwängt, und zu einem Ganzen gebildet hat, daß kann sie nie wieder fahren lassen —

Denn hier ist alles in — das Umfassende wird stets wieder umfaßt —

Alles ist eins.

Das Eine trotzt der Zerstörung — Zerstörung ist Entzweiung, Trennung —

Nichts ist in der Welt wirklich eins, als worinn nichts außereinander, sondern alles ineinander ist —

Die wahre Einheit ist also unsichtbar — Alles was wir sonst eins nennen, ist bloße Täuschung, weil wir uns dasjenige, was eigentlich außereinander ist, als ineinander denken —

Nicht die Sache, sondern unsere Vorstellung von der Sache ist eins geworden — so ist das ganze Universum in unsrer Vorstellung eins geworden —

Jedes

Jedes denkende Wesen ist also ein Vereinigungspunkt des rundumher zerstreuten — diese denkenden Wesen, müssen, als voneinander zerstreut und einzeln, wiederum einen großen Vereinigungspunkt haben — weil sie sich sonst untereinander verlieren — und weil nicht alle in einem, und einer in allem dargestellt werden kann, ihr Daseyn nicht fest und gesichert genug, sondern gewißermaßen nur zufällig wäre — kurz, die Natur unserer Denkkraft selber zwingt uns — irgend einen großen Vereinigungspunkt anzunehmen, der wiederum alle denkende Wesen zusammenfaßt —

Diesen großen Vereinigungspunkt nennen wir:

das höchste denkende Wesen

oder

G o t t.

Unsre Denkkraft schließt sich gleichsam von selber an diesen großen Vereinigungspunkt an, ohne den sie sich verlassen, einsam, abgerissen fühlt —

Alle einzelnen denkenden Wesen finden sich hier zusammen, wie die einzelnen Gedanken in der Seele des Menschen — die einzelnen denkenden Wesen sind Begriffe des höchsten denkenden Wesens —

Bei

Bei dem höchsten denkenden Wesen ist alles ineinander — Zeit, und Raum, und Zahl, aber ist außereinander — es kann also bei ihm weder Zeit, noch Raum, noch Zahl statt finden.

Eingeschränkte denkende Wesen nehmen zwar auch keinen Raum ein, aber sie bedürfen doch Zeit, weil sie das, was außereinander ist, nicht auf einmal in den Vereinigungspunkt zusammendrängen können — worinn es gebracht werden muß, um gedacht zu werden —

Dadurch entsteht der Begriff von Zeit und Zahl — die das Zerstückte in eins verwandelnde Kunst verliert hier ihre Stärke —

Sie ist gleichsam genöthigt, daß einmal Zusammengefaßte, eine Zeitlang wieder auseinander zu lassen, um alles andre dazu zu fassen —

Eins löst sich wieder in zwei auf —

Was in Ansehung des Raumes eins war, fällt in Ansehung der Zeit wieder auseinander —

eins —

einmal —

sind voneinander sehr verschiedne Begriffe —

Die Welt wird in der Vorstellung eines denkenden Wesens eins — aber sie wird nicht auf einmal eins —

Zu dem Zusammendrängen in eins gehört eine wiederholte Anstrengung der Denkkraft.

Durch das Gefühl dieser wiederholten Anstrengung bildeten sich die Begriffe von Zeit und Zahl —

Indem wir nun den höchsten Vereinigungspunkt aller denkenden Wesen suchen, so müssen wir uns das Gefühl dieser wiederholten Anstrengung nothwendig bei derselben hinwegdenken —

Die höchste und letzte Verwandlung des Abgesonderten in eins, muß nothwendig ganz und vollständig seyn — Sie leidet nicht die mindeste Vereinzelung mehr —

Die höchste Denkkraft muß nicht nur Alles sondern auch alles auf einmal umfassen —

Das ganze Daseyn der höchsten Denkkraft drängt sich daher in weniger als einen Augenblick zusammen —

Der Begriff von Zeit verschwindet ganz, und macht dem Begriff von Ewigkeit Platz, der hier an seine Stelle tritt —

Unendliche Zeit ist nicht Ewigkeit, eben so wenig, wie unendlicher Körper Geist ist —

Der Begriff von Körper muß vorher ganz verschwinden, wenn der von Geist in seiner höchsten Reinigkeit emporsteigen soll —

So muß auch vorher der Begeiff von Zeit verschwinden, wenn der Begriff Ewigkeit rein und lauter gedacht werden soll —

Der Geist hat keine Ausdehnung —

Die Ewigkeit hat keine Dauer —

Ein Sonnenstäubchen übertrifft den Geist an Ausdehnung —

Ein Augenblick übertrifft die Ewigkeit an Dauer —

Auf dieser Wage muß also Geist nicht gegen Körper, und Ewigkeit nicht gegen Zeit gewogen werden —

Der ganze Unterschied zwischen Geist und Körper beruhet auf den beiden simpeln Begriffen

in	und	aus
Intension	—	Extension
Geist	—	Körper

in macht das Wesen des Geistes, aus das Wesen des Körpers aus —

Das allerkleinste, wo noch alles außereinander ist, muß nothwendig dasjenige, wo alles ineinander ist, an Größe und Ausdehnung übertreffen — Eigenschaften, worinn jenes mit diesem gar nicht wetteifert, weil sie Dinge von ganz verschiednen Wesen sind — die nichts als das Daseyn miteinander gemein haben —

Bei allen endlichen denkenden Wesen verschwindet nur der Begriff der Ausdehnung, den sie zu ihrem Daseyn nicht bedürfen —

Bei dem einzigen unendlichen denkenden Wesen aber verschwindet auch zugleich der Begriff von Zeit, deren es zu seinem Daseyn nicht bedarf —

Der endliche Geist ist nicht im Orte, aber er ist noch in der Zeit —

Der unendliche Geist ist weder im Ort noch in der Zeit — Ort und Zeit sind in ihm —

Die endlichen Geister sind in der Zeit — weil sie von der großen Weltmasse, wo alles schon, wie der Baum in seinem ersten Keim, da ist, immer erst eins nach dem andern herausnehmen und betrach-

ten, und also die Ursach von der Wirkung getrennt denken müssen, welche der unendliche Verstand mit einemmale umfaßt, so daß keine Folge der Dinge, die er sich schon einmal als fest ineinander gegründet, und als wirklich vorhanden denkt, bei ihm statt findet —

endlich und Zeit
unendlich und ewig

sind unzertrennlich miteinander verknüpfte Begriffe —

Endliche, eingeschränkte vorstellende Kräfte — können das nur vermittelst der Zeit, oder nacheinander bemerken, was die uneingeschränkte, unendliche Kraft, auf einmal, ohne des kleinsten Zeitraums zu bedürfen, leisten kann —

Zeit ist also bloß Resultat der Einschränkung unsrer vorstellenden Kraft —

Das Leben wird den Sterblichen hienieden gleichsam tropfenweise in Stunden und Augenblicken zugezählt — Der völlige Genuß desselben ist ihm vielleicht erst in einem andern Zustande aufgespart —

Der Mensch lebt nicht Tage, nicht Jahre, sondern nur Stunden, und Augenblicke — nur durch die Erinnerungskraft wird die Geschichte des einen auf

auf den andern fortgepflanzt, und auf die Weise die Einschränkung der vorstellenden Kraft der Seele einigermaßen ersetzt —

Erinnerung

ist also das feste Band, welches alle die verschiedenen Zustände unsers Daseyns zusammenknüpft, und ein Ganzes daraus macht —

Die höchste vorstellende Kraft, welche sich alles auf einmal denkt, bedarf also der Erinnerung nicht, die nur ein Ersatz der Unvollkommenheit, der Einschränkung ist —

Diese Kraft der Seele heißt Erinnerung, weil sie das Aufeinanderfolgende, das sonst in der Idee stets außereinander bleiben würde, wieder ineinander zwingt, und es dem Selbstbewußtseyn einverleibt —

Alles unser Denken ist daher gewißermaßen ein Erinnern — ein Umfassen gewisser Begriffe mit andern —

Es ist die Verwandlung des
aus in in

Darum heißt es erinnern — machen, daß alles in den Umfang aller unsrer von Kindheit auf gesammleten Vorstellungen kömmt, was vorher gleich-

sam

sam außer dem Bezirk derselben, in irgend einem Eindruck des Gehirns schlummerte —

Erinnerung und Zeit sind wiederum nothwendig miteinander verknüpfte Begriffe; es läßt sich keine Erinnerung ohne Zeit, und wiederum keine Zeit ohne Erinnerung denken — wo keine Zeit statt findet; da kann auch keine Erinnerung statt finden.

Es giebt noch eine Kraft der endlich denkenden Wesen — diese ist:

die Kraft zu urtheilen

oder das Vermögen, zwei Begriffe miteinander zu verbinden oder voneinander zu trennen —

Dies geschieht vermöge des Wörtchens ist — und die Anstrengung der Denkkraft dabei hat vorzüglich zum Endzweck, eine Idee in den Zusammenhang aller übrigen von Kindheit auf gesammleten zu bringen, oder sie daranzuknüpfen.

Dieß Anknüpfen aber kann nicht anders, als vermittelst des allgemeinsten und abgezogensten Begriffes geschehen, der in der menschlichen Seele statt findet — dieses ist der Begriff des Daseyns, welcher gleichsam durch alle übrigen Begriffe durchläuft, und auf dem sie gewissermaßen gereihet sind —

Das Urtheil ist ebenfalls eine Art von Erinnerung der Einverleibung einer Idee in den Zusammenhang aller übrigen —

Daß nun unsre Denkkraft selbst da Einschnitte machen kann, wo in der Natur keine sind, daß sie die Eigenschaften der Dinge von den Dingen selbst, in unsrer Vorstellung trennen kann — daß macht nun die mannichfaltigen Verbindungen und Beziehungen zwischen unsern Ideen möglich, wodurch das Denken befördert wird.

Baum zum Beispiel ist nur noch eine bloße Vorstellung, noch kein Gedanke, unsre Denkkraft hat sich noch mehr leidend als thätig dabei verhalten — sie hat sich noch nicht bemühet, das Bild vom Baum in den Zusammenhang aller übrigen von Kindheit auf gesammelten Bilder zu knüpfen —

Allein die vorstellende Kraft, welche sich bis jetzt leidend verhalten hatte, fängt an, sich für den Baum zu interessiren, sie fängt an, über ihn nachzudenken, und wird nun auf einmal thätig —

Ihr erstes Geschäft ist hier z. B. die grüne Farbe von dem Baum zu trennen, und sie sich zugleich an dem Baum und an andern Dingen zu denken — dadurch wird das Bild von Baum sogleich in eine

eine Reihe von Bildern verwebt, die zu gleicher Zeit mit in der Seele erwachen — es läuft nun gleichsam ein gemeinschaftlicher Faden durch

Baum, Wiese, Gras, Laubfrosch, u. s. w.

weil bei allen diesen Gegenständen die als von dem Baum abgesondert gedachte Eigenschaft grün stattfindet —

Jemehr Eigenschaften sich nun die vorstellende Kraft als abgesondert von dem Baum denkt, in einen desto stärkern Zusammenhang, mit allen übrigen Vorstellungen die in der Seele schlummern, bringt sie ihn, um desto deutlicher und fester wird dadurch das Bild vom Baume —

Allein wenn auch alle mögliche Eigenschaften des Baumes erschöpft würden, so wäre es doch unmöglich, daß Bild von demselben dadurch an alle Begriffe, die nun in der Seele sind, zu knüpfen, und ihn dadurch gleichsam ihrem Zusammenhange einzuverleiben —

Um den Baum auf einmal in den Zusammenhang aller unsrer Gedanken zu bringen, muß das an ihm gedacht werden, was allen Dingen in der Welt und also auch allen unsern Begriffen von denselben nothwendig zukömmt, dieses ist das Daseyn, welches

durch das mächtige ideenverbindende Ist bezeichnet wird, das uns von dem Thier unterscheidet, und die Grundlage unsers Denkens ist.

Um zu urtheilen müssen wir also erst trennen, um wieder verbinden zu können —

Dieß setzt die Denkkraft unsrer Seele erst in Thätigkeit — und verwandelt die vorstellende in die urtheilende Kraft —

Das was in der Natur an sich schon zusammengehört, soll in unsrer Vorstellung erst zusammengesetzt werden —

Indem wir urtheilen legen wir die Natur gleichsam auseinander, oder zergliedern sie, um sie wieder zusammensetzen zu können —

Dies scheint man dunkel bei dem Wort urtheilen empfunden zu haben, wodurch dieser Begriff bezeichnet wird — urtheilen, die Natur bis in ihre Bestandtheile auflösen, und der Zusammensetzung derselben nachspähen —

Hier ist also der Unterschied zwischen Vorstellung und Urtheil

Vorstellung	Urtheil
der grüne Baum	der Baum ist grün.

Sage

Sage ich der grüne Baum, so empfinde ich, daß sich meine Denkkraft mehr leidend verhält; sage ich hingegen der Baum ist grün, so deucht es mir, daß dieselbe sich mehr thätig verhalte —

der grüne Baum

schwebt bloß meiner Seele vor — die Bilder, welche in ihr schlummern, bleiben in Ruhe—

sage ich hingegen der Baum ist grün; so durchlaufe ich schnell eine Reihe von Bildern, die dadurch erweckt werden — ich denke:

Der Baum ist so wie mein Kleid
Der Baum ist so wie das Gras
Der Baum ist so wie der Laubfrosch

Dieß kommt daher, weil ich mir vermöge der trennenden Kraft der Seele, grün als abgesondert von dem Baume, und als eine Eigenschaft gedacht habe, die nicht nur dem Baume, sondern mehrern Dingen zukömmt —

Dadurch kömmt nun auf einmal Leben und Thätigkeit in meine schlummernden Ideen —

Es entstehen neue Verhältnisse und Beziehungen —

Durch grün ist dem Baume in der Reihe einer großen Anzahl von Dingen ein Platz angewiesen; die

ich

ich mir nun wegen dieser Eigenschaft mit ihm zugleich denke —

Durch ist hat er seinen angewiesenen Platz in dem Zusammenhange aller der Dinge erhalten, die ich mir in meinem ganzen Leben gedacht habe — und worinn er sich in Ansehung meines Denkens nur dadurch unterscheidet, daß ich ihn gerade jezt, in diesem Augenblick denke.

Um also zu urtheilen, muß ein weniger allgemeiner Begriff erst an einen allgemeinen und zu gleicher Zeit an den allervollkommensten Begriff des Daseyns geknüpft werden —

Urtheilen heißt also nach dieser Voraussetzung etwas in irgend einem Augenblick als zum Mittelpunkt des Bezirkes aller seiner Ideen machen — und um diesen Mittelpunkt einen kleinen, und zu gleicher Zeit den größten Kreis zu beschreiben —

Dasjenige, was ich nun zum Mittelpunkte von etwas machen will, muß nothwendig von kleinerm Umfange, als der Kreis seyn, den ich darum herziehe —

Dasjenige, worüber ich urtheile, oder wovon ich etwas behaupte, muß immer ein individuellerer oder

weniger allgemeiner Begriff seyn, als dasjenige, was ich davon urtheile oder behaupte —

Darum läßt sich auch ein Urtheil nicht umkehren: — ein Baum ist zwar grün — aber alles grün ist nicht Baum —

Alles grün — Baum

Hier kann das erste unmöglich als der Mittelpunkt des leztern gedacht werden: — denn der Mittelpunkt würde sich über den Umfang ausdehnen —

Zuweilen fällt der kleine Umkreis mit dem Mitpunkt zusammen, welches denn eigentlich ein bloßes Spiel der Denkkraft ist, weil sie dadurch nicht fortschreitet, sondern immer auf demselben Fleck stehen bleibt. Ich sage z. B.

Ein Baum ist — ein Baum

Und habe im Grunde nichts als den Nahmen von dem Baum gedacht — Ich habe die Vorstellung vom Baum zwar in diesem Augenblick zum Mittelpunkt des ganzen Bezirks meiner Ideen gemacht — aber der Mittelpunkt ist in sich selbst zurückgefallen — ich habe außer jenem größten keine kleinern Kreise um ihn her beschrieben —

Will ich aber nun ferner über den Baum nachdenken, und nicht bloß bei seinem Nahmen stehen blei-

bleiben — so beschreibe ich etwa nächst jenem größten Zirkel dasjenige, wodurch er in Verbindung mit allen mir übrigen Ideen, selbst mit denen von Gott, Geist und Seele kömmt, demjenigen, welcher nächst diesen am größten ist, um ihn her; dieß ist der Begriff

Körper

Ich sage also:

Ein Baum — ist — ein Körper —

Durch Körper habe ich also den Mittelpunkt schon mehr eingeschlossen oder einen engern Zirkel — als durch ist um ihn beschrieben —

Fahre ich nun fort: ein Körper, welcher wächst — so ist der Zirkel noch enger geworden —

Und so geht es fort, bis der engste Zirkel sich in dem Mittelpunkt selbst wieder verliert; und dann kann ich auch das Urtheil umkehren —

Durch das Urtheil habe ich also auf keine Weise in den Baum hineingedacht, sondern ich habe ihn von außen her mit so viel Fäden, als mir möglich war, an meine übrigen Ideen angeknüpft, und ihn also in den Zusammenhang meiner Ideen hineingedacht —

Die

Die Zirkel fallen immer in dem Mittelpunkte wieder zusammen — mein ganzes Urtheil ist doch im Grunde ein bloßes Ideenspiel.

Es ist ein bloßes Erinnern oder Hineindenken des einen ins andre, des weniger Allgemeinen in das Allgemeinere —

Erinnerungskraft und Urtheilskraft fließen also hier wieder in eins zusammen —

Noch eine Kraft der Seele nennt man

die schließende Kraft

derselben —

Diese fällt aber wiederum mit der urtheilenden in eins zusammen — denn jedes Urtheil ist zugleich das, was man einen Schluß nennt —

ich sage nehmlich:

Alles was Ausdehnung hat, ist Körper

Nun hat ein Baum Ausdehnung, also ist ein Baum ein Körper —

oder:

Der Baum hat Ausdehnung —

Also ist er ein Körper

oder:

Weil der Baum Ausdehnung hat;

so ist er ein Körper —

Was heißt das anders, als:

Der Baum ist ein Körper

oder

ein Wesen das Ausdehnung hat —

Ich habe hier nichts Unbekanntes aus dem Bekannte herausgefunden — das ganze läuft wiederum auf ein bloßes Ideenspiel heraus —

Beweisen ist im Grunde weiter nichts als erklären —

Mich fragt jemand: warum ist der Baum ein Körper?

Ich antworte: weil er Ausdehnung hat —

Der erstere hätte mich nur fragen dürfen:

was ist ein Körper?

Ich hätte ihm geantwortet:

ein Wesen, das Ausdehnung hat —

Und dann würde er, vermittelst dieser Erklärung, die Richtigkeit meines Urtheils eingesehen haben — es hätte keines Beweises bedurft —

Die Frage warum will auch wieder nichts, als einen größern Zirkel beschrieben haben, worinn sie den Begriff fest halten kann —

Und

Und die Antwort weil bezeichnet wiederum weiter nichts, als das nothwendige gleichzeitige Zusammendenken des allgemeinern mit dem weniger allgemeinen Begriffe, oder des Begriffes mit seiner Erklärung —

Ausdehnung ist Körper

und

Körper ist Ausdehnung

Diese beiden Begriffe können verwechselt werden, und treffen also in einen Mittelpunkte zusammen, und doch scheint es uns, als hätten wir wirklich etwas gedacht; wenn wir sagen:

Weil dieser Baum Ausdehnung hat,
so ist er ein Körper —

gleichsam, als ob wir dadurch etwas mehr gesagt hätten, als

weil ein Baum ein Körper ist,
so ist er ein Körper —

Durch die Umschreibung durch andre Worte verstecken wir die Einschränkung unsrer Denkkraft, und überreden uns, daß wir durch Schlüsse etwas herausgebracht haben, was wir doch vorher schon wußten, und was wir gleichsam eine Zeitlang nicht wissen wollten, um unsrer Denkkraft einen Zeitvertreib zu machen.

Durch alle Schlüsse kommen wir am Ende wieder dahin, daß ein Körper ein Körper und ein Baum ein Baum ist — und also wieder zu dem Punkte von dem wir ausgegangen sind —

Das eigentliche innere Wesen der Dinge kann nicht durch Schlüsse, sondern nur durch Erfahrungen herausgebracht werden —

Gesetzt aber ich hätte noch nie einen Baum gesehen, und man sagte mir, daß ein Baum ein Körper wäre, so wüßte ich, daß er Ausdehnung hätte, und also auch fühlbar wäre.

Denn, dächte ich, er ist ein Körper — was heißt dies denn, als daß ich nothwendig die Begriffe von Körper, Ausdehnung, Fühlbarkeit, u. s. w. zusammendenken muß —

und also wenn der Baum ein Körper ist, zu gleicher Zeit denken muß, daß er denn auch Ausdehnung hat —

Daß ich also zu gleicher Zeit den Begriff mit seiner Erklärung denken kann, ist eigentlich was ich schließen nenne —

welches auch durch die zeitbedeutenden Worte denn, wenn, weil bezeichnet wird —

Dieser Baum ist grün — weil er grün ist — heißt eigentlich weiter nichts — als so lange er grün ist —

Der Schluß unterscheidet sich nur in Ansehung der Zeit vom Urtheile;

man denkt sich mehr auf einmal und glaubt daher stärker zu denken —

Wir haben schon bemerkt, daß der Begriff von Zeit bloß durch unsre wiederholte Anstrengung beim denken entstanden sey, die ein Resultat unsrer Einschränkung ist — und wenn wir nun den Begriff mit seiner Erklärung zu gleicher Zeit zusammendenken, setzen wir uns gewissermaßen über diese Einschränkung weg, und glauben mehr zu thun, als bloß Begriffe zu verbinden — wir glauben sie ineinanderzuschließen — Das heißt, den allgemeinen Begriff mit seiner eignen Erklärung gleichsam zu umfassen, und den weniger allgemeinen Begriff in diese doppelte Umfassung auf einmal hineinzudrängen —

Die schließende Kraft der Seele ist die verstärkte urtheilende Kraft —

Ein Schluß ist ein aus mehrern Urtheilen zusammengedrängtes Urtheil —

Das Urtheil beschreibt zu gleicher Zeit nur zwei Kreise um den Mittelpunkt; den Kreis des Daseyns, und den Kreis der Art des Daseyns

Der Schluß beschreibt zu gleicher Zeit drei Kreise: — den Kreis des Daseyns, die Art des Daseyns, und die Art von der Art des Daseyns —

Ein Baum ist ein Körper, ein Körper hat Ausdehnung —

Diese zwei ganzen Urtheile, werden wieder durch die schließende Kraft miteinander verbunden, so wie vorher die beiden einzelnen Vorstellungen durch die urtheilende Kraft verbunden wurden —

Ich denke mir die Ausdehnung im Körper und zugleich im Baum. Dieß

zugleich

macht das Wesen des Schließens aus, und so wie das Verbinden durch ist bewerkstelligt ward — so wird das Schließen durch die Zeitpartikeln denn, weil und wenn bewirkt —

Sie urtheilen vermittelst des Begriffes vom Daseyn im Allgemeinen, welches durch ist bezeichnet wird —

Wir

Wir schließen vermittelst des Begriffes vom zugleich Daseyn, welches durch weil, wenn und denn bezeichnet wird —

Wir denken uns die Ausdehnung am Baum nicht unmittelbar, sondern erst mittelbar durch den allgemeinen Begriff von Körper —

Wir denken das eine durch das andere — Diese Vorstellungsart ist in der französischen Sprache üblich — darum bezeichnet sie unser weil oder den eigentlichen Aktus des Schließens mit dadurch.

Ich frage warum, wenn ich ein Urtheil prüfen will —

warum ist der Baum ein Körper?

Ich will einen allgemeinen Begriff, der sowohl den vom Körper als vom Baum umschließt — und von dem alles, was auf den Körper paßt, zu gleicher Zeit auf den Baum paßt — damit nun durch dieß doppelte Anknüpfen an einen noch allgemeinern Begriff, die Begriffe von Körper und Baum, selbst noch fester miteinander verknüpft, oder an einandergeschlossen werden.

Nun folgen zwei Kupfertafeln auf denen

Einheit und Mehrheit

auf eine auffallende Weise nebeneinandergestellt ist, so daß man zugleich sieht, wie durch

die Vereinigung mehrerer menschlichen Kräfte etwas bewirkt wird, daß einem unmöglich wäre — also die Begriffe

Einheit — Mehrheit

menschliche Kraft,

sind es, die hier unsrer Denkkraft einen neuen Spielraum geben.

Der Mensch trägt Menschen

Der Mensch zieht Menschen

Der Mensch bewacht Menschen —

Drei Knaben ziehen stärker als einer

Drei Schaafscheerer werden mit einer Anzahl Schaafe schneller fertig, als einer —

Drei Menschen können mehr Menschen auf ihrem Rücken forttragen als einer —

Drei Soldaten können mehr Gefangne in Verwahrung halten, und ihnen den Ausgang verwehren, als einer —

Der fromme Aeneas trägt seinen alten Vater auf dem Rücken aus den Flammen von Troja —

Die

Die Weiber in Weinsberg, welches von Kaiser Konrad belagert, und eingenommen wurde, trugen ihre Männer auf dem Rücken hinaus, da der Kaiser ihnen verstattete, das Kostbarste mitzunehmen, was jede hätte —

Je größer hier die Anzahl von Trägern war, je mehrere konnten dadurch gerettet werden —

Durch diese Vereinigung mehrerer menschlicher Kräfte zu einem Zweck, sind nun in der Welt erstaunliche Dinge entstanden —

Städte — Kriegsheere — Staatsverfassungen — Dämme gegen das Meer — egyptische Pyramiden — unterirdische Kanäle — Kriegsschiffe — Schachten — Bergwerke — Manufakturen und Fabriken —

Welch ein Unterschied, wenn wir nebeneinanderstellen

der einzelne Mensch und der Mensch in Gesellschaft

Der einzelne Mensch — mit Hülle und Lagerstätte für sich, und für seine Bedürfnisse Wasser zum Trunk, und Wurzeln und Kräuter, zur Nahrung —

Der Mensch in Gesellschaft mit Städten, Kriegsheeren, Vestungen, Manufakturen und Fabriken —

Eine Anzahl Menschen treten zusammen in Verbindung, um wieder einen Körper auszumachen, worinn sich einige entschließen Arm und Fuß zu seyn; indes andere der Kopf sind, wodurch Arm und Fuß in Bewegung gesetzt werden —

Der Staatskörper hat einen Kopf zur Regierung — den Regenten mit seinen Räthen —

Es hat Arme zur Vertheidigung — das Kriegesheer —

Nichts giebt einen auffallendern Beweis, wieviel vereinigte menschliche Kräfte vermögen, als ein Kriegsheer —

Daß viele tausend Menschen auf den Wink eines einzigen Hand und Fuß mit eben der Leichtigkeit bewegen, wie ein einzelner Mensch —

Daß diese ungeheure Maschine gleichsam wie an einem Drath aufgezogen, alle die Bewegungen machen muß, die ein einzelner Mensch, der diese Maschine regiert, für gut befindet —

Daß auf einen ungeheuern Wurf dieser in Bewegung gesetzten Maschine auf einmal tausende fallen und

und Tod und Verderben rund umher, wohin man sieht, verbreitet wird. —

Das alles wird durch die vereinigten menschlichen Kräfte bewirkt, die sich hier nur vereinigt zu haben scheinen, um sich wechselseitig wieder zu zerstören —

Vereinigte Kräfte müssen wieder vereinigten Kräften entgegengesetzt werden —

Ein Soldat bewacht hier einen Gefangenen — aber drei Soldaten bewachen drei Gefangene, deren gefährliche Unternehmungen man vielleicht schon kennt und fürchtet —

Wenn ein Staat seine Kräfte zur Vertheidigung und Sicherheit in ein Kriegsheer zusammenzieht, so thut dieß auch der benachbarte Staat —

Und so treiben sich die gegeneinandergestellten vereinigten Kräfte zuweilen bis aufs höchste.

Der Staatskörper wird ausgesogen und ausgemergelt, weil alle seine Kraft und Stärke, statt gleichmäßig vertheilt zu werden, sich in die Arme, die er zu seiner Vertheidigung braucht, zusammenziehen muß.

Staatsverfassung.

Die vereinigten Kräfte mehrerer Menschen bringen viel Gutes und viel Böses hervor —

Das Böse besteht vorzüglich darinn, daß der einzelne Mensch zu sehr darüber vernachlässiget und vergessen wird, indem man ihn nicht mehr selbst als ein Ganzes, sondern als einen untergeordneten Theil eines größern Ganzen betrachtet, und der einzelne Mensch zu häufig bloß Hand und Fuß seyn muß, da er doch auch der Bestimmung der Natur gemäß, zugleich Kopf seyn, und über sich und die Verhältnisse in der Welt zu denken Freiheit und Gelegenheit haben sollte. —

Bei der Vereinigung mehrerer menschlicher Kräfte zu einem Zweck geht es nun so zu, daß die körperlichen Bewegungen mehrerer Menschen, durch die lenkenden Gedanken eines einzigen eine gewisse Richtung erhalten, wovon sie nicht abweichen dürfen, wenn das Werk, was man hervorbringen will, zu Stande kommen soll —

Diejenigen, welche z. B. einmal zum Herzureichen der Materialien bei Errichtung eines Gebäudes bestimmt sind, müssen immer Materialien zureichen, und dürfen sich nicht einfallen lassen, ihrer thätigen

Kraft eine Richtung auf etwas anders zu geben, weil sonst die ganze Sache in Unordnung gerathen würde —

Die jedesmaligen Zuträger der Materialien müssen also, so lange, bis das Gebäude fertig ist, auf jeden andern freywilligen Gebrauch ihrer thätigen Kräfte Verzicht thun —

Dies Verzichtthun ist vorzüglich bei jener Vereinigung mehrerer menschlicher Kräfte nothwendig — und es würde ohne dasselbe nichts von dem großen menschlichen Werke zu Stande gekommen seyn —

Der einzelne Mensch hebt seinen Fuß nicht in die Höhe und streckt seine Hand nicht aus, wenn nicht sein eigner Gedanke ihn dazu treibt —

Er hebt seinen Fuß in die Höhe, weil er denkt, er will sich fortbewegen; und streckt seine Hand aus, weil er denkt, er will Speise zu sich nehmen —

Nun ist es sehr sonderbar, daß es einem Theile der Menschen gelungen ist, den andern zu etwas in Bewegung zu setzen, wozu dieser selber die Gedanken nicht hat —

Wie z. B. zu der Errichtung eines Gebäudes, wozu der Baumeister, nicht aber der Zuträger der Materialien den Gedanken hat —

Der

Der Zuträger der Baumaterialien arbeitet also zu einem Zweck, der nicht in seinem, sondern in dem Kopfe eines andern Menschen existirt —

Der Zuträger entäußert sich eine Weile seiner Denkkraft, und wird blos Hand und Fuß —

Er bewegt sich nun einmal so, ohne sich weiter darum zu bekümmern, warum er sich so bewegt —

Wie ist das möglich, daß der einzelne Mensch seine freie Selbstthätigkeit so aufgiebt;

Daß sich alle seine Bewegungen den ganzen Tag über, um kein Warum in seinem eignen Kopfe, sondern um das Warum in dem Kopfe eines andern drehen —

Es würde nicht möglich seyn, wenn den einzelnen Menschen nicht ein Zweck untergeschoben würde, weswegen er eine Zeitlang das Band zwischen Geist und Körper gleichsam zerreißt — indem er jeder seiner Bewegungen nicht durch seinen eignen, sondern durch die Gedanken eines andern ihre Richtung vorschreiben läßt —

Der Zweck, der seiner Denkkraft listiger Weise, untergeschoben wird, ist, als müsse er dieß thun,

weil er sonst seine körperlichen Bedürfnisse nicht würde befriedigen, seinen Hunger nicht stillen, seinen Körper nicht bedecken können —

Der listigere und verschlagnere Theil der Menschen hat nehmlich Mittel gefunden, dem ehrlichen und gutmüthigern, seine nothwendigen Bedürfnisse auf gewisse Weise zu entreissen und abzuschneiden, um sie ihm nur unter der Bedingung wieder zufließen zu lassen, daß er eine Zeitlang auf die natürliche Verbindung seiner Geistes, und Körperkräfte Verzicht thut — und wie eine bloße Maschine durch die Gedanken eines andern seinen Arm ausstrecken, und seinen Fuß emporheben läßt, wie der Soldat auf das Kommandowort thun muß —

Ein anders ist, wenn z. B. eine Gesellschaft von Menschen in Verbindung tritt, von denen jeder einzelne mit den übrigen ein großes Haus zu bewohnen wünscht, daß aber durch die Kräfte eines einzigen nie würde hervorgebracht werden können —

Diese Anzahl von Menschen wählen einen unter sich, durch dessen Gedanken sie ihren Arm nach einer gewissen Richtung ausstrecken, und ihre Füße nach einer gewissen Richtung wollen emporheben lassen —

Hier

Hier ist allen der Zweck gemeinschaftlich — allen ist daran gelegen, daß das Haus fertig werde — Einer denkt zwar für alle, aber er denkt für sie nur die Art der Erreichung des Zwecks, nicht den Zweck selber —

Wenn er den Zweck etwa erst für sich allein hatte, so war er genöthigt, etwa vorher eine Rede an die übrigen zu halten, wodurch er seinen Zweck erst in die Köpfe verpflanzen mußte, ehe er nur daran denken durfte, von den Armen und Füßen eines einzigen zur Erreichung seines Endzwecks Gebrauch zu machen —

Hier findet also nichts Gewaltsames, keine Beraubung der natürlichen Freiheit, kein Zerreissen der Verbindung zwischen Gedanken und Bewegung statt — niemand ist hier ganz Maschine —

Jeder bewegt Hand und Fuß, weil er will — das Warum steht in seiner eignen Seele, und nicht in der Denkkraft eines andern —

Nur die Art und Weise wie, und die Richtung, nach welcher er Hand und Fuß, zur Erreichung des gemeinschaftlichen Endzwecks, bewegt, läßt er sich freiwillig durch die Gedanken eines andern vorschreiben —

Denn er hat diesen Gedanken eines andern gleichsam zu seinem eignen Gedanken gewählt —

Denken wir uns nun unter dem Hause die Einrichtung eines Staats, in sofern dieselbe von einem einzigen oder von allen Mitgliedern desselben abhängt — so haben wir den Unterschied zwischen

Monarchie und Republik

In der Republik müssen von dem denkenden Theile, der sich die Erreichung grosser Endzwecke vorsetzt, erst Reden an das Volk, oder dessen Repräsentanten gehalten werden, um diesen Endzweck in die Köpfe der einzelnen Mitglieder des Staats zu verpflanzen, ehe diese sich willig finden lassen, durch Vereinigung und Unterordnung ihrer Körper und Geisteskräfte dieselben befördern zu helfen —

Die einzelnen Mitglieder eines wirklich republikanischen Staates wählen sich selbst die Gedanken, durch welche sie gelenkt werden wollen, in ihren Obrigkeiten und Regenten —

In einem monarchischen Staate ist es nicht nöthig, daß Reden an das Volk oder dessen Repräsentanten gehalten werden, um die Endzwecke desjenigen, der sich für alle übrigen zu denken unterfängt,

erst in die Köpfe derselben zu verpflanzen, ehe ihre Arme und Füße und selbst ihre untergeordneten Geisteskräfte, zur Beförderung dieser Endzwecke in dem Kopfe eines einzigen gebracht werden — denn alle einzelne Mitglieder eines solchen Staats haben gleichsam einen Bund zusammen gemacht, daß warum aller ihrer Handlungen, Bewegungen in politischer Rücksicht, nicht in ihren eignen Köpfen, sondern in dem Kopf eines einzigen existiren zu lassen; dessen Gedanken sie nicht einmal aus ihrem eignen Mittel zur Lenkung ihrer Kräfte zu gewissen Endzwecken, gewählt, sondern ihn schon in Mutterleibe, da er noch keinen Gedanken gedacht, als den künftigen gewissen Lenker aller ihrer politischen Bewegungen anerkannten — und dieß alles bloß wegen des höchstzufälligen Umstandes, daß derjenige, der ihn zeugte, gerade ein Fürst war, welcher das Glück gehabt hatte, auch wieder von einem Fürsten gezeugt zu werden —

Da nun bei den Menschen nichts zufälliger ist, als die Geburt desselben — so scheint eine ungeheure Menge von Menschen seit undenklichen Zeiten ein Bündniß miteinander gemacht zu haben —

daß sie Sklaven des Zufalls seyn wollen —

zu einer gewissen Richtschnur aller ihrer politischen Handlungen und Bewegungen lassen sie sich durch einen längstverjährten Vertrag, die Gedanken eines Menschen aufdringen, der noch nicht geboren ist —

Die lezte Kupfertafel enthält noch sechs Darstellungen aus dem menschlichen Leben:

Der Mensch in Bewegung — der Mensch in Ruhe

Der Mensch in Beschäftigung mit dem Schönen — mit dem Ernsthaften

Der Mensch im Genuß des häuslichen Glücks — der offnen und schönen Natur —

Lauter neue auffallende Unterschiede!

Bewegung — Ruhe

Spielendes Ergötzen — Ernst und Nachdenken —

Ein Wohnzimmer — die große Natur —

Wir wollen also zuerst gegeneinanderstellen Bewegung und Ruhe —

Der Zustand der schnellsten Fortbewegung ist das Laufen — der Zustand der höchsten Ruhe ist das Liegen und Schlafen.

Dort welch eine Anstrengung, hier welch eine Abspannung aller Muskeln und Sehnen —

Der Mensch versetzt sich, indem er liegt, auf eine Weile in einen todtenähnlichen Zustand —

Laufen — Gehen — Stillstehen — Sitzen — Liegen — sind die Uebergänge, wodurch sich der stärkste Grund der Fortbewegung allmälig in den Zustand der höchsten Trägheit verliert —

Nun kann sich aber der Mensch in diesen todtenähnlichen Zustand der Ruhe und Trägheit versetzen, so oft er will, um zur Bewegung und Anstrengung wieder neue Kräfte zu schöpfen —

Er ist weder zur Thätigkeit noch zur Ruhe gezwungen — er ist mit allen seinen Fibern und Muskeln ein Werkzeug von sich selber, es hängt von ihm ab, den Bogen zu spannen, und ihn wieder abzuspannen, so oft er will —

Derselbe Mensch, der in dem vorhergehenden Augenblick noch lauter Leben und Thätigkeit, bei dem noch jede Muskel zur Fortbewegung seines Körpers angestrengt war; liegt nun auf einmal freiwillig in völliger Abspannung da —

und ruhet sich aus.

Das Uhrwerk dieser Maschine, die wir Körper nennen, hängt also doch mehr von uns, als wir von ihr ab, wir können ihr doch Stillstand gebieten, so oft wir wollen —

Be-

Bewegung und Ruhe
Wachen und Schlaf
Sind die auffallendsten Erscheinungen gegeneinander, die man sich denken kann — die uns nur deswegen so wenig rühren, weil wir durch den täglichen Anblick ihrer so gewohnt worden sind —

Der Zustand der Bewegung ist das eigentliche Leben, welches durch den abwechselnden Zustand der Ruhe nur einige sanftere Schattirungen erhält, damit es mit desto angenehmern Farben spiele —

Der Tag ist zu Leben und Bewegung —
Die Nacht ist zur Ruhe geschaffen —

Licht und Leben, Bewegung und Freude sind verwandt, so wie Finsterniß und Trägheit oder Stille und Traurigkeit —

Das Licht des Tages bringt Fülle und Leben
Die Finsterniß der Nacht bringt Leerheit und Tod —

Der Schlummer täuscht uns die Nacht hinweg, indem er uns freien Willen, deutliches Bewußtseyn und Gefühl unsers Daseyns raubt, damit wir nur die Lieblichkeit des Tages empfinden —

Aber oft kehrt der Mensch die Ordnung der Natur um, indem er

im Genuß oder in der Arbeit

die Grenzen überschreitet, und sich die Nacht zum Tage macht —

Wie dieser im tiefen Nachdenken verloren, unter Büchern vergraben, der mit der nächtlichen Lampe vor sich, am Tische sitzt, und ein Bild der angestrengten und ernsthaften Beschäftigung des Geistes ist — indes das Bild darneben,

den ergötzenden und spielenden Genuß desjenigen darstellet, was ebenfalls erst durch die Anstrengung der menschlichen Geisteskräfte hervorgebracht werden mußte.

Denn das Tonstück, daß von dem jungen Frauenzimmer auf dem Klavier gespielt wird, indem der junge Mensch, der neben ihr steht, die Flöte dazu bläßt, gewährte dem Verfasser desselben erst Vergnügen nach der Arbeit —

Hier gewährt es Vergnügen ohne Mühe —

So wie das Buch, das durch Nachtwachen und mühsamen Fleiß des Schriftstellers erst mußte hervorgebracht werden — nachher, wenn es beim Lesen

Ver-

Vergnügen und Nutzen gewährt, das Vergnügen und den Nutzen ohne Mühe gewährt —

Der Leser darf es nur lesen — und dies Lesen selbst ist bei einem Werke, das den Geist unterhält, eben so wenig eine Mühe zu nennen, als die angenehme Zermalmung der Speisen im Munde, die an sich selbst schon Genuß ist.

Das Spielen auf dem Klavier, das Blasen der Flöte ist

ein Spiel,

das Studiren des Mannes bei der Nachtlampe ist

eine Beschäftigung

Dieß soll uns noch aufmerksamer machen auf den merkwürdigen Unterschied zwischen

Spiel und Beschäftigung

Ich nenne die regelmäßige Berührung des Klaviers mit den Fingern, das Einathmen der Luft in die Flöte, ein Spiel, weil es weiter keinen Zweck hat, als sich selbst —

Das Nachdenken des Mannes mit der Lampe scheint meinen Gedanken kein Spiel zu seyn, weil es mit Anstrengung verknüpft ist, die sich in dem Halten des Kopfes, der gleichsam von der zu großen Anstrengung schwer wird, und in der ganzen Stellung zeigt —

Ich denke also, daß der Mann sich auf keine so mühsame Art bei der Nachtlampe noch beschäftigen würde, wenn diese seine Beschäftigung keinen Zweck als sich selber hätte — wenn er nicht etwas dadurch herausbringen oder hervorbringen wollte, was ihm in der Folge die gegenwärtige Mühe belohnt —

Dieß ist der vorzüglichste Unterschied zwischen Spiel und Beschäftigung,

Darum sagt man auch:

ich mache das spielend, oder

die Arbeit wird mir zum Spiel,

wenn einem etwas so leicht wird, daß man in der Arbeit selbst schon Vergnügen findet, wenn man auch keinen Zweck weiter dadurch zu erreichen hoffte —

Der Begriff von Spiel verträgt sich nicht mit dem Begriff von mühsamer Anstrengung — ausgenommen wenn der Mensch die mühsame Anstrengung selbst zum Spiel macht, indem er sich ihr, ohne weiter einen Zweck dadurch zu erreichen, um ihrer selbst willen, freiwillig unterzieht —

Nun frägt es sich, ob der Mensch im Ganzen genommen mehr arbeitet, oder mehr spielt —

Was sind die größten menschlichen Unternehmungen, da sie doch von der Zeit wieder verschwemmt werden, und oft keine Spur zurücklaßen, anders als ein großes Spiel, wo die Anwendung der menschlichen Kräfte, die dazu erfordert wurden, keinen Zweck, als sich selbst gehabt zu haben scheinen —

Man sagt daher auch eine Kraft will freien Spielraum haben —

Allein indem der Mensch auf die Weise spielt, indem er Kartenhäuser baut, die ein Hauch umweht, und Königreiche und Republiken stiftet, die die Zeit zerstört —

so läßt ihn die gütige Natur gleichsam spielend ihre großen Endzwecke zur Veredlung und Bildung seines Geistes erreichen, der in diesen großen und kleinen Spielen seine Denkkraft übt, um dereinst einen höhern Flug zu nehmen —

Durch dieß ganze Buch sind die Ideen auf mannichfaltige Weise in Bewegung gesetzt worden, bloß um in Bewegung gesetzt zu werden — dasjenige, was also dadurch in der Seele veranlaßt wird, ist:

ein Ideenspiel —

Dieß Ideenspiel wollen wir mit dem letzten beiden Darstellungen des Menschen

im Genuß des häuslichen Glücks und im Genuß der schönen Natur beschließen.

Welch ein Unterschied zwischen einem Wohnzimmer und der großen Natur!

Und doch ist das Wohnzimmer mitten in der großen und offnen Natur so angenehm — denn es hat Fenster, wodurch der Anblick der ganzen schönen Natur bloß ans Auge gebracht werden kann, ohne daß unser Gefühl der Unbequemlichkeit eines rauhen Lüftchens ausgesetzt wird —

Durch das Wohnzimmer macht sich der Mensch von Sturm und Regen, von Frost und Schnee, und allen Unbequemlichkeiten der Witterung unabhängig —

Im Winter versucht er Wärme, im Sommer Kühlung hineinzubringen — er macht sich in seinen vier Wänden zum Herrn der ihn umgebenden Natur —

In diese vier Wände eines Wohnzimmers drängen sich daher auch die meisten Scenen menschlicher

licher Glückseeligkeit zusammen, die in der weiten Welt, über Meer und unter entfernten Himmelsstrichen vergeblich gesucht wird —

Das wahre Glück ist in der Einschränkung nicht in der Ausbreitung zu suchen —

Daher ist nun die reizende Idee von
häuslicher Glückseeligkeit

entstanden —

Der Begriff von Wohnung, Haus oder Obdach führt schon so viele dunkle Nebenbegriffe von Sicherheit, Ruhe, Geselligkeit, Beschützung u. s. w. mit sich, daß die Seele dadurch beständig mit einer Reihe angenehmer Bilder erfüllet wird, so oft man sich diesen Begriff lebhaft denkt.

Das Haus, die Wohnung knüpft schon an sich das Band zwischen den Menschen fester, und ist gleichsam der erste Keim zu der größten menschlichen Verbindung —

Aus einzelnen Häusern entstehen Dörfer und Städte, die mit ihrem Zubehör Länder und Königreiche ausmachen —

Aber die ganze Wohlfahrt von Ländern und Königreichen muß doch immer wieder auf das einzelne

Haus

Haus, und auf die Glückseeligkeit, die darin herrscht, zurückgeführt werden —

Denn in dem ganzen Umfange eines mächtigen Königreiches kann doch einer z. B. nur in einer Stadt, und in der ganzen Stadt nur in einem Hause, und in dem ganzen Hause nur in einem Zimmer seinen jedesmaligen wirklichen Aufenthalt finden —

In sein eigentliches Wohnzimmer, in dem Schooße seiner Familie, drängt sich sein wirkliches Daseyn, das durch die bürgerliche Geschäfte gleichsam zerstreut wurde, am meisten wieder zusammen —

Aber der Ort täuscht den Menschen wie die Zeit —

Er glaubt Jahre zu leben, und lebt nur Augenblicke —

Er glaubt ein Land, eine Stadt zu bewohnen, und bewohnt nur den jedesmaligen Fleck, wo er steht oder liegt, das Zimmer, worinn er arbeitet, das Gemach, worinn er schläft —

Diese Täuschung macht, daß der Mensch sein Glück so selten in dem gegenwärtigen Augenblick

und auf dem jedesmaligen Fleck seines wirklichen Daseyns sucht —

Er lernt die Kostbarkeit des gegenwärtigen Augenblicks, und dieses Flecks, wo er sein wirkliches Daseyn hat, nicht einsehen — darum sucht er das Glück in der Zukunft, und jagt ihm allenthalben, außer dem Bezirk seiner Wohnung nach —

Sich von dieser Täuschung los zu machen, führt zur wahren Glückseeligkeit —

Die geselligen Freuden des Lebens aus den großen Zirkeln wieder in die kleinern zusammenzudrängen, dahin sollte das Bestreben aller gehen, die das kurze menschliche Leben von Langerweile und Ueberdruß befreien wollten —

Wenn nun das einzelne Haus, auch alles übrige wegfiele, so bleibt rund umher die schöne offne Natur, die eigentlich das wahre Element ist, worinn der Mensch, sobald er aus seiner Wohnung tritt, athmen und sich bewegen sollte —

Sich dieser einfachen Glückseligkeit, ohngeachtet der unauflöslichen Verflechtung in den menschlichen Verbindungen, die einmal da sind, so viel wie möglich zu nähern, ist das Bestreben des Weisen.

Da

Das höchste Ziel seiner Wünsche ist häusliche Zufriedenheit, verbunden mit dem ungestörten Genuß der schönen Natur.

aſinus. 1.

puer. 2.

ſcriba. 3.

agricola. 4.

canis. 5.

piſcator. 6.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

puella. 1.

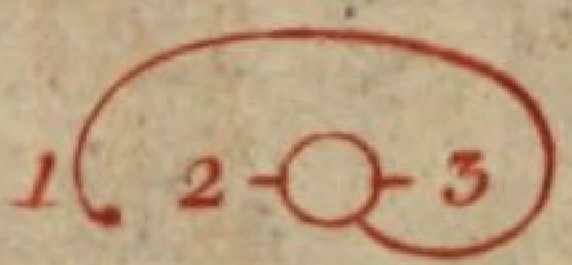
rosa. 2.

felis. 3.

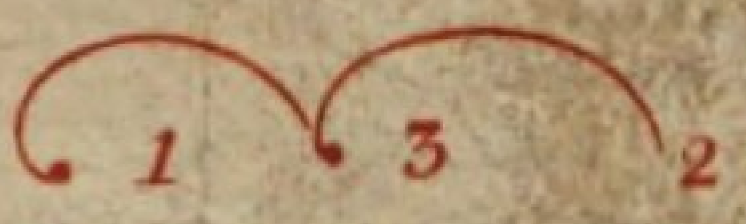
mulier. 4.

1 Tour.

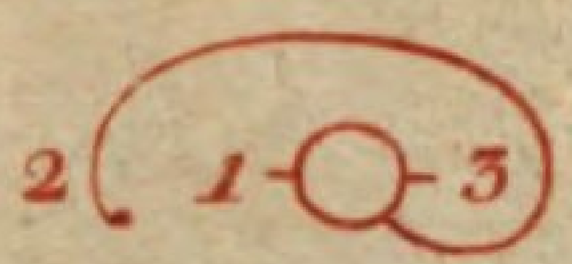
2 Tour.



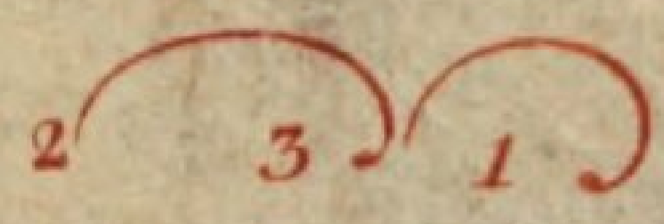
3 Tour.



4 Tour.



5 Tour.



6 Tour.

D. Chodowiecki f.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Masculina.

liber. 1.

nasus. 2.

agnus. 3.

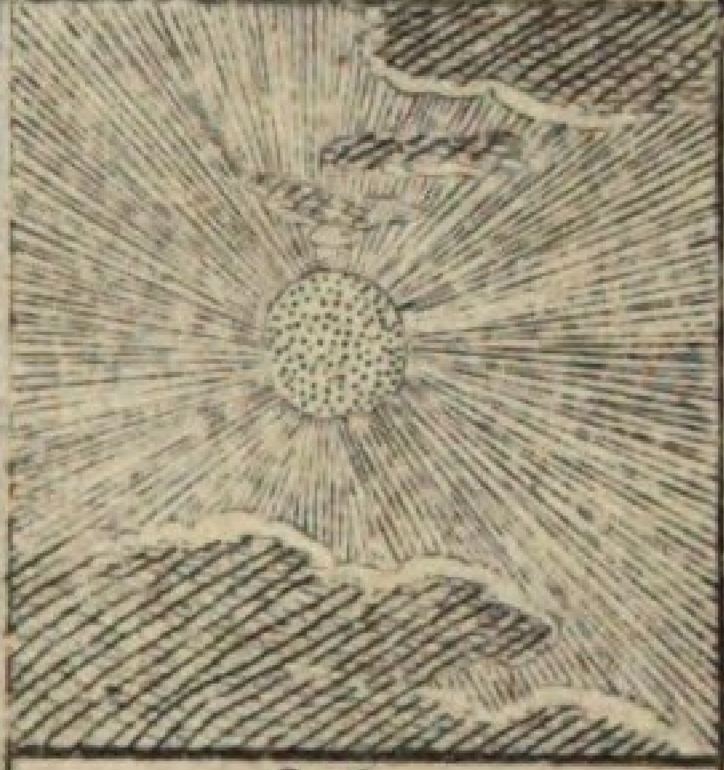
equus. 4.

porcus. 5.

oculus. 6.

gladius. 7.

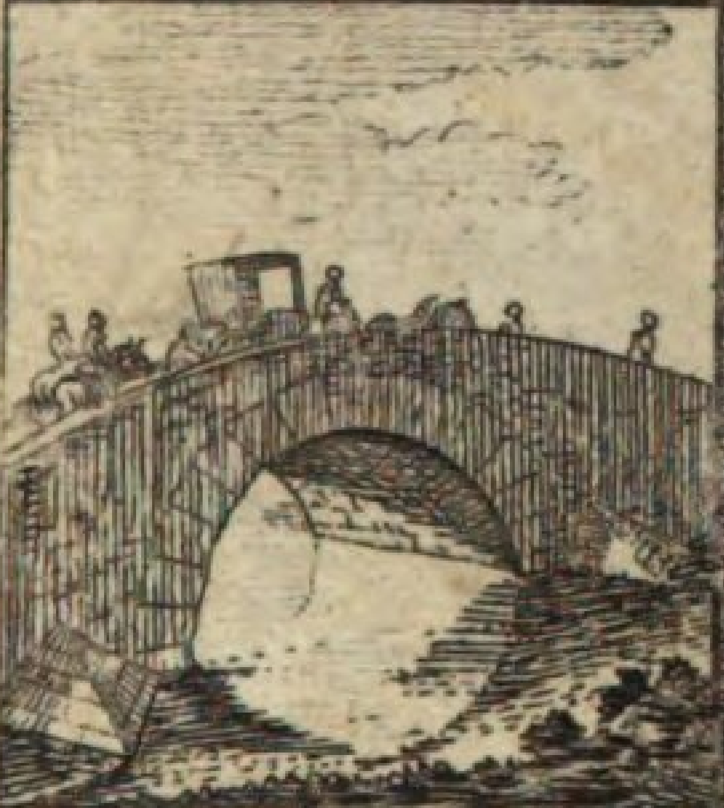
globus. 8.


sol. 9.

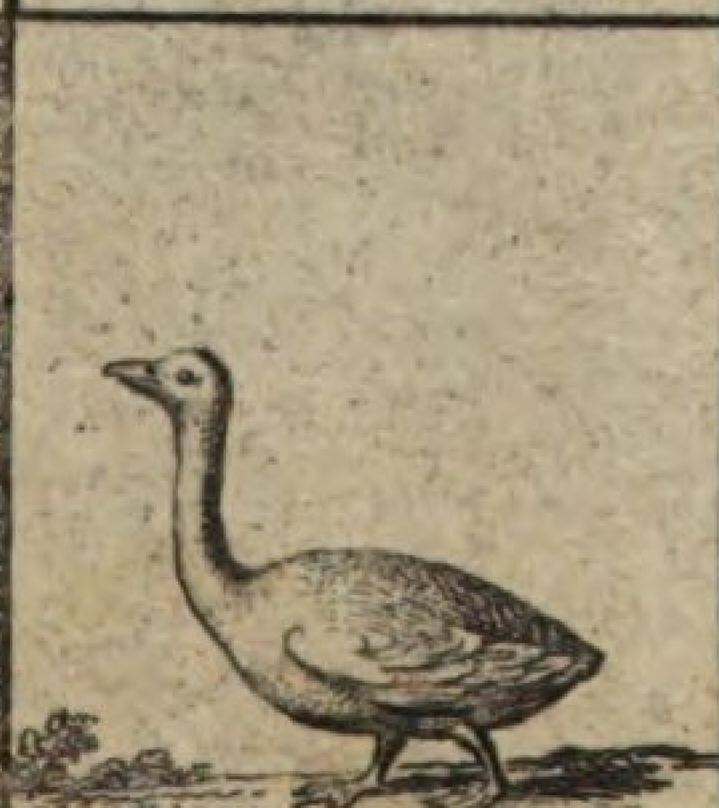
serpens. 10.

mus. 11.

flos. 12.


pons. 13.

ignis. 14.

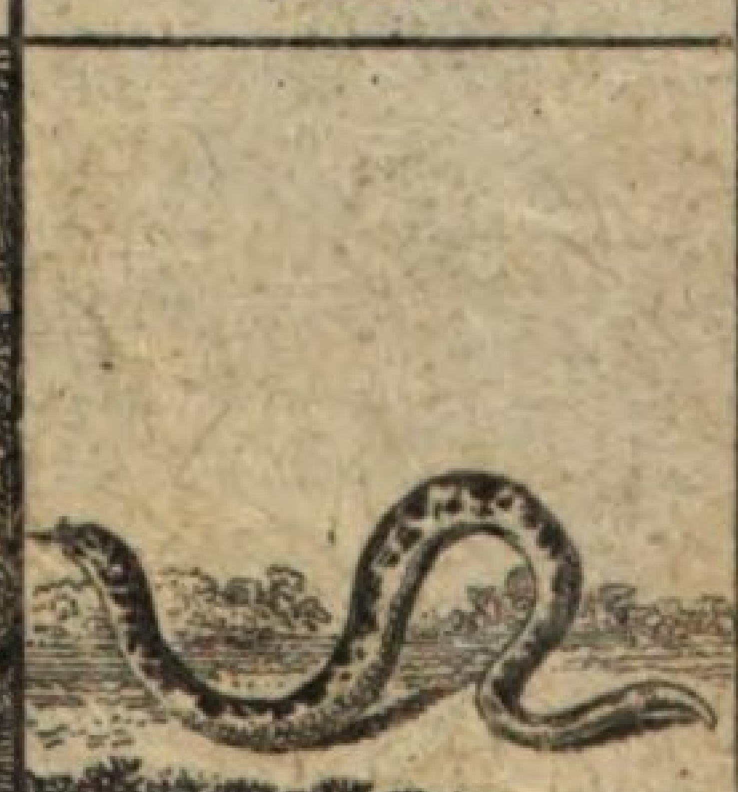

anser. 15.

mucro. 16.

culex. 17.

paries. 18.

fons. 19.


anguis 20

Staatl. Bibliothek
Regensburg

menſa. 1.

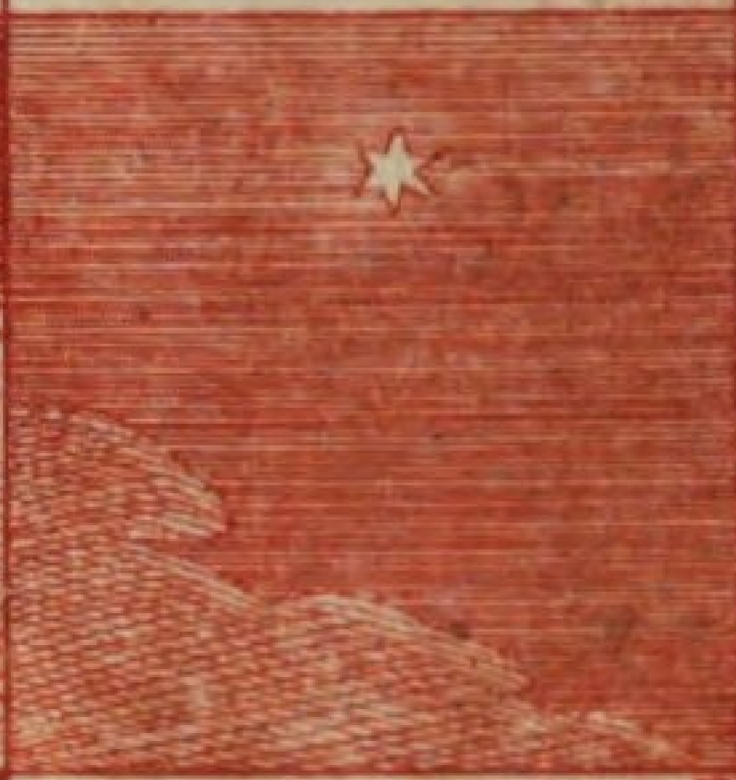
aquila. 2.

ciconia. 3.

ſimia. 4.

rana. 5.

cauda. 6.



ſtella. 7.

luna. 8.

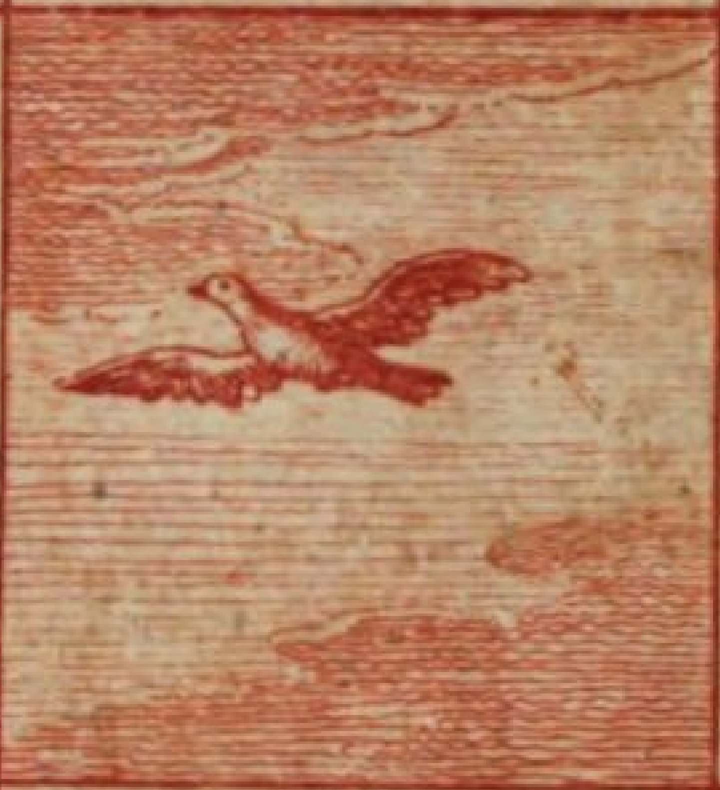
\+ 9.

domus. 10.

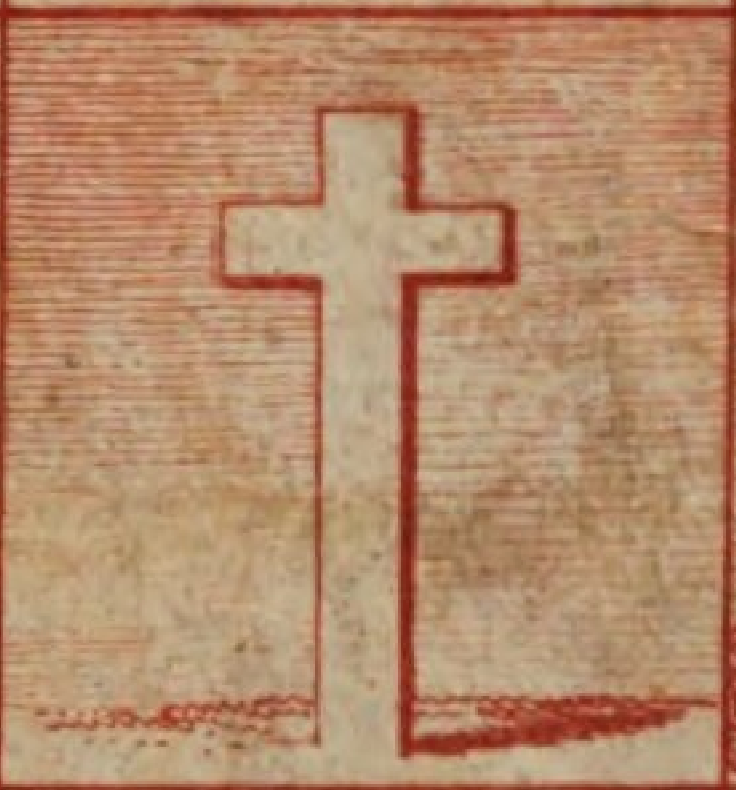
arbor. 11.

auris. 12.

vulpis. 13.



avis. 14.

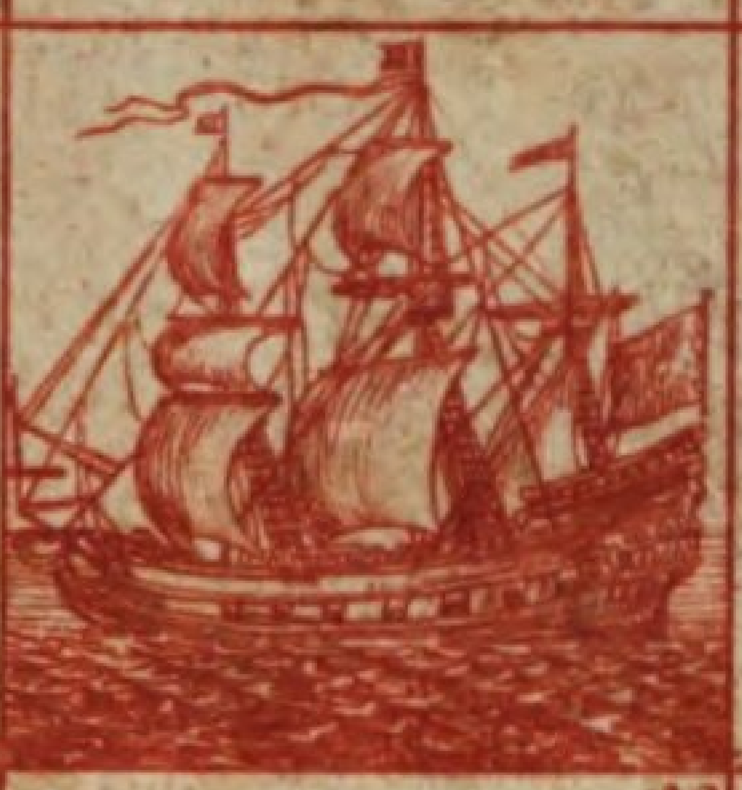


crux. 15.

turris. 16.

clavis. 17.

ovis. 18.



navis. 19.

mors. 20.

D. Chodowiecki f.

\+ haſta, galea, ſagitta, parma, pharetra.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Pluralis.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

1.
2.
3.
D Chodowiecki f.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

D. Chodowiecki f.

Staatliche Bibliothek
Regensburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Moritz, Karl Philipp, / Chodowiecki, Daniel, / Mylius, August.

Versuch einer kleinen praktischen Kinderlogik welche auch zum Theil für Lehrer und Denker geschrieben ist

Berlin 1793

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Paed.31
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108531-5
VD18 12045888